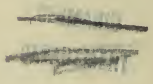
THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

830.8
B85
v.20



Return this book on or before the *Latest Date* stamped below. A charge is made on all overdue books.

U. of I. Library

NOV 27 '35

AUG 26 1954

NOV -1 1966

NOV 23 1967

MAY 14 1971

JUN -4 1971

8057-S

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/diebucherderlese20unse

GERMANIC
DEPARTMENT

Die Bücher der Lese

GERMANIC
DEPARTMENT

12973
59

Der tolle Invalide

und andere wunderliche Geschichten von alten Soldaten

Die Lese Verlag G.m.b.H. Stuttgart

Auswahl und Einleitung von Erich Jäger
Zeichnungen von Josef Eberz
Druck von Jung & Sohn, Stuttgart

830.8
B85

Einleitendes

Aus dem reichen Schatz der deutschen Kriegs- und Soldatenliteratur sind die vier Erzählungen dieses Buches herausgegriffen. Von je haben die lesefreudigen Jungen und Alten jene Bücher mit Vorliebe gewählt, die etwas von dem wilden Kriegsleben zu sagen wußten. Zwar hatte sich in den letzten Jahrzehnten, mit einer veränderten Stellung des Volkes zu dem Problem des Krieges überhaupt, der Geschmack gewandelt. Ueberdies schienen die deutschen Schriftsteller, nachdem Detlev von Liliencron noch einmal mit alter Soldatenfreudigkeit vom rauhen Handwerk erzählt hatte, entweder nur plattes und seichtes oder nur galliges und verächtliches über das Soldatenleben in Frieden und Krieg sagen zu wollen. Der Weltkrieg hat auch in diesem Bereich der deutschen Literatur die Verhältnisse gründlich verändert. . . . .

„Der tolle Invalide auf dem Fort Ratonneau", den Novellen von Achim Arnim entnommen, „Der Zweikampf" von G. Aschkin, der in den während der fünfziger und sechziger Jahre sehr beliebten Soldatengeschichtensammlungen von W. Hackländer erschien, „Es waren einmal zwei alte Soldaten" von Edmund Höfer und „Körner von Silbitz" von George Hesekiel sind keine Kriegserzählungen im engeren Sinne. Freilich, auch in ihnen steht der Krieg mehr oder weniger klar als Folie neben den seltsamen Schicksalen der alten, gedienten Sodaten: jenes tapferen, französischen Sergeanten, der an den Folgen einer Kopfverwundung — die er in der Völkerschlacht bei Leipzig davontrug — bis tief hinein in die Nacht des Irrsinns glitt, aus der ihn die mutige Liebe seiner braven Ehefrau rettete; dann jenes mutigen, polnischen Veteranen, der mit fast jugendlicher Leidenschaft und dabei mit edelmännischer Vornehmheit die Ehre seiner bunten Tracht und seines stolzen Standes verteidigte; ferner jene beiden wackeren, im strengen preußischen Dienst ergrauten Kürassiere, die am Ende ihrer ehrenvollen Laufbahn noch einmal durch den seltsamen Ausklang einer alten Liebes-

325423

geschichte in Herzensverwirrung geraten, und endlich jenes lockeren Schlingels, der den Feldzug der Freiheitskriege im Lazarett zu verbringen gezwungen ist und trotzdem über seine Erlebnisse den staunenden Dorfgenossen die allerverblüffendsten Märchentaten zu erzählen weiß. Es sind nur Menschen, die am Rande der großen Völkerschicksale leben, deren wunderliches Wesen und Ergehen zu dichterischer Gestaltung gereizt hat. Jeder der vier Dichter hat auf seine Weise seine „Helden" geformt. Achim von Arnim, der Romantiker, schildert den tollen Invaliden in seiner eigentümlichen körperlich-seelischen Erkrankung, mit jener gedämpften Ironie, die dem zu Grunde liegenden schrecklichen Ereignis alles Quälende nimmt. Knapp und eindringlich zeichnet G. Aschkin seinen alten polnischen Ritter. Fast Groteskes und fast Graziöses mischen sich in seiner schlichten Geschichte zu einer reizvollen Einheit. — Die ganze behagliche Freude des begabten Erzählers im Stile Wilhelm Raabes spricht aus dem märchenhaft betitelten „Es waren einmal zwei alte Soldaten" von Edmund Höfer, dessen Zyklus „Erzählungen eines alten Tambours" in Großvätertagen eines der volkstümlichsten Bücher gewesen ist und auch heute noch selbst anspruchsvollen Geschmack unterhalten kann. Eine prächtige Münchhausiade im kleinen ist der „Körner von Silbitz" von George Hesekiel, der den Bericht von den lawinenhaft anschwellenden Schwindeleien des Silbitzers zu einem köstlichen Stückchen gedichtet hat. —

Die grausen Schicksalszeiten der Völker sind die Geburtsstunden für ihre großen Erinnerungen. Ein Volk, das auf seine Erinnerungen verzichtet und damit seine Vergangenheit auslöscht, gibt sich selbst auf. Diese Gefahr drohte uns. Der Weltkrieg hat unser Volk von dem Irrweg zurückgebracht.

Es hat selbst wieder von eigenem Heldentum in das Buch der Geschichte schreiben können und damit neue Teilnahme an den gewaltigen Kriegstaten der Völker und der Einzelnen in vergangener Zeit gewonnen. Diese Teilnahme, erregt in allen Tiefen des Gefühls, kommt auch den Dichtungen, die von dem Einst Kunde geben, zugute. Und wir dürfen gewiß sein, auch die friedlichere Zukunft wird wieder willig den Erzählungen der alten Soldaten und den Geschichten von alten Soldaten lauschen....

So wie wir es jetzt tun. E. J.

Der tolle Invalide auf dem Fort Ratonneau

Von Achim von Arnim

Graf Dürande, der gute alte Kommandant von Marseille saß einsam frierend an einem kalt stürmenden Oktoberabende bei dem schlecht eingerichteten Kamine seiner prachtvollen Kommandantenwohnung und rückte immer näher zum Fenster, während die Kutschen zu einem großen Balle in der Straße vorüber rollten, und sein Kammerdiener Basset, der zugleich sein liebster Gesellschafter war, im Vorzimmer heftig schnarchte. Auch im südlichen Frankreich ist es nicht immer warm, dachte der alte Herr, und schüttelte mit dem Kopfe, die Menschen bleiben auch da nicht immer jung, aber die lebhafte gesellige Bewegung nimmt so wenig Rücksicht auf das Alter, wie die Baukunst auf den Winter. Was sollte er, der Chef aller Invaliden, die damals (während des siebenjährigen Krieges) die Besatzung von Marseille und seiner Forts ausmachten, mit seinem hölzernen Beine auf dem Balle? Hier am Kamine schien es ihm höchst nützlich, weil er den Basset nicht wecken mochte, um den Vorrat grüner Olivenäste, den er sich zur Seite hatte hinlegen lassen, allmählich in die Flamme zu

schieben. Ein solches Feuer hat großen Reiz; die knisternde Flamme ist mit dem grünen Laube wie durchflochten, halb brennend, halb grünend erscheinen die Blätter wie verliebte Herzen. Auch der alte Herr dachte dabei an Jugendglanz und vertiefte sich in die Einzelheiten jener Feuerwerke, die er sonst schon für den Hof angeordnet hatte und spekulierte auf neue, noch mannigfachere Farbenstrahlen und Drehungen, durch welche er am Geburtstage des Königs die Marseiller überraschen wollte. Aber in der Freude des Gelingens, wie er schon alles strahlen, sausen, prasseln, dann wieder alles in stiller Größe leuchten sah, hatte er immer mehr Olivenäste ins Feuer geschoben und nicht bemerkt, daß sein hölzernes Bein Feuer gefangen hatte und schon um ein Dritteil abgebrannt war. Erst jetzt, als er aufspringen wollte, weil der große Schluß, das Aufsteigen von tausend Raketen, seine Einbildungskraft beflügelte und entflammte, bemerkte er, indem er auf seinen Polsterstuhl zurück sank, daß sein hölzernes Bein verkürzt sei, und daß der Rest auch noch in besorglichen Flammen stehe. In der Not, nicht gleich aufkommen zu können, rückte er seinen Stuhl wie einen Pikschlitten mit dem flammenden Beine bis in die Mitte des Zimmers, rief seinem Diener und dann nach Wasser. Mit eifrigem Bemühen sprang ihm in diesem Augenblicke eine Frau zu Hilfe, die in das Zimmer eingelassen, lange durch ein bescheidenes Husten die Aufmerksamkeit des Kommandanten auf sich zu ziehen gehofft hatte, doch ohne Erfolg. Sie suchte das Feuer mit ihrer Schürze zu löschen, aber die glühende Kohle des Beins setzte die Schürze in Flammen und der Kommandant schrie nun in wirklicher Not nach Hilfe, nach Leuten. Bald drangen diese von der Gasse herein, auch Basset war erwacht; der brennende Fuß, die brennende Schürze brachte alle ins Lachen, doch mit dem ersten Wassereimer, den Basset

aus der Küche holte, war alles gelöscht und die Leute empfahlen sich. Die arme Frau triefte vom Wasser, sie konnte sich nicht gleich vom Schrecken erholen, der Kommandant ließ ihr seinen warmen Rockelor umhängen, und ein Glas starken Wein reichen. Die Frau wollte aber nichts nehmen und schluchzte nur über ihr Unglück und bat den Kommandanten, mit ihm einige Worte insgeheim zu sprechen. So schickte er seinen nachlässigen Diener fort und setzte sich sorgsam in ihre Nähe. „Ach, mein Mann", sagte sie in einem fremden deutschen Dialekte des Französischen, „mein Mann kommt von Sinnen, wenn er die Geschichte hört; ach, mein armer Mann, da spielt ihm der Teufel sicher wieder einen Streich!" Der Kommandant fragte nach dem Manne und die Frau sagte ihm, daß sie eben wegen dieses ihres lieben Mannes zu ihm gekommen, ihm einen Brief des Obersten vom Regimente Pikardie zu überbringen. Der Kommandant setzte die Brille auf, erkannte das Wappen seines Freundes und durchlief das Schreiben, dann sagte er: „Also Sie sind jene Rosalie, eine geborne Demoiselle Lilie aus Leipzig, die den Sergeanten Francoeur geheiratet hat, als er am Kopfe verwundet in Leipzig gefangen lag? Erzählen Sie, das ist eine seltne Liebe! Was waren Ihre Eltern, legten die Ihnen kein Hindernis in den Weg? Und was hat denn Ihr Mann für scherzhafte Grillen als Folge seiner Kopfwunde behalten, die ihn zum Felddienste untauglich machten, obgleich er als der bravste und geschickteste Sergeant, als die Seele des Regiments geachtet wurde?" „Gnädiger Herr," antwortete die Frau mit neuer Betrübnis, „meine Liebe trägt die Schuld an all dem Unglück, — ich habe meinen Mann unglücklich gemacht und nicht jene Wunde; meine Liebe hat den Teufel in ihn gebracht und plagt ihn und verwirrt seine Sinne. Statt mit den Soldaten zu exerzieren,

fängt er zuweilen an, ihnen ungeheure, ihm vom Teufel eingegebene Sprünge vorzumachen, und verlangt, daß sie ihm diese nachmachen; oder er schneidet ihnen Gesichter, daß ihnen der Schreck in alle Glieder fährt und verlangt, daß sie sich dabei nicht rühren noch regen. Und neulich, was endlich dem Fasse den Boden ausschlug, warf er den kommandierenden General, der in einer Affäre den Rückzug des Regiments befahl, vom Pferde, setzte sich darauf und nahm mit dem Regiment die Batterie fort." — „Ein Teufelskerl," rief der Kommandant, „wenn doch so ein Teufel in alle unsere kommandierenden Generale führe, so hätten wir kein zweites Roßbach zu fürchten, ist Ihre Liebe solche Teufelsfabrik, so wünschte ich, Sie liebten unsere ganze Armee." — „Leider im Fluche meiner Mutter," seufzte die Frau. „Meinen Vater habe ich nicht gekannt. Meine Mutter sah viele Männer bei sich, denen ich aufwarten mußte; das war meine einzige Arbeit. Ich war träumerisch und achtete gar nicht der freundlichen Reden dieser Männer, meine Mutter schützte mich gegen ihre Zudringlichkeit. Der Krieg vereinsamte das Haus meiner Mutter; darum wurden ihr Freund und Feind gleich verhaßt, ich durfte keinem eine Gabe bringen, der verwundet oder hungrig vor dem Hause vorüberging. Das tat mir sehr leid und einstmals war ich ganz allein und besorgte unser Mittagessen, als viele Wagen mit Verwundeten vorüberzogen, die ich an der Sprache für Franzosen erkannte, die von den Preußen gefangen worden. Immer wollte ich mit dem fertigen Essen zu jenen hinunter, doch ich fürchtete die Mutter. Als ich aber Francoeur mit verbundenem Kopf auf dem letzten Wagen liegen gesehen, da weiß ich nicht wie mir geschah; die Mutter war vergessen, ich nahm Suppe und Löffel, und, ohne unsre Wohnung abzuschließen, eilte ich dem Wagen nach in die Pleißenburg. Ich fand ihn;

er war schon abgestiegen, dreist redete ich die Aufseher an, und wußte dem Verwundeten gleich das beste Strohlager zu erstehen. Und als er drauf lag, welche Seligkeit, dem Notleidenden die warme Suppe zu reichen! Er wurde munter in den Augen und schwor mir, daß ich einen Heiligenschein um meinen Kopf trage. Ich antwortete ihm, das sei meine Haube, die sich im eiligen Bemühen um ihn aufgeschlagen. Er sagte, der Heiligenschein komme aus meinen Augen! Ach, das Wort konnte ich gar nicht vergessen, und hätte er mein Herz nicht schon gehabt, ich hätte es ihm dafür schenken müssen." „Ein wahres, ein schönes Wort!" sagte der Kommandant, und Rosalie fuhr fort: „Das war die schönste Stunde meines Lebens, ich sah ihn immer eifriger an, weil er behauptete, daß es ihm wohltue und als er mir endlich einen kleinen Ring an den Finger steckte, fühlte ich mich so reich, wie ich noch niemals gewesen. In diese glückliche Stille trat meine Mutter scheltend und fluchend ein; ich kann nicht nachsagen wie sie mich nannte, ich schämte mich auch nicht, denn ich wußte, daß ich schuldlos war und daß er böses nicht glauben würde. Sie wollte mich fortreißen, aber er hielt mich fest und sagte ihr, daß wir verlobt wären, ich trüge schon seinen Ring. Wie verzog sich das Gesicht meiner Mutter; mir war's, als ob eine Flamme aus ihrem Halse brenne und ihre Augen kehrte sie in sich, sie sahen ganz weiß aus; sie verfluchte mich und übergab mich mit feierlicher Rede dem Teufel. Und wie so ein heller Schein in meine Augen am Morgen gestrahlt, als ich Francoeur gesehen, so war mir jetzt als ob eine schwarze Fledermaus ihre durchsichtigen Flügeldecken über meine Augen legte; die Welt war mir halb verschlossen, und ich gehörte mir nicht mehr ganz. Mein Herz verzweifelte und ich mußte lachen. „Hörst Du, der Teufel lacht schon aus Dir!" sagte die Mutter und ging triumphierend

fort, während ich ohnmächtig niederstürzte. Als ich wieder zu mir gekommen, wagte ich nicht zu ihr zu gehen und den Verwundeten zu verlassen, auf den der Vorfall schlimm gewirkt hatte; ja, ich trotzte heimlich der Mutter wegen des Schadens, den sie dem Unglücklichen getan. Erst am dritten Tage schlich ich, ohne es Francoeur zu sagen, abends nach dem Hause, wagte nicht anzuklopfen, endlich trat eine Frau, die uns bedient hatte, heraus und berichtete, die Mutter habe ihre Sachen schnell verkauft und sei mit einem fremden Herrn, der ein Spieler sein sollte, fortgefahren, und niemand wisse wohin. So war ich nun von aller Welt ausgestoßen und es tat mir wohl, so entfesselt von jeder Rücksicht in die Arme meines Francoeur zu fallen. Auch meine jugendlichen Bekanntinnen in der Stadt wollten mich nicht mehr kennen, so konnte ich ganz ihm und seiner Pflege leben. Für ihn arbeitete ich; bisher hatte ich nur mit dem Spitzenklöppeln zu meinem Putze gespielt, ich schämte mich nicht, diese meine Handarbeiten zu verkaufen, ihm brachte es Bequemlichkeit und Erquickung. Aber immer mußte ich der Mutter denken, wenn seine Lebendigkeit im Erzählen mich nicht zerstreute: die Mutter erschien mir schwarz mit flammenden Augen, immer fluchend vor meinen inneren Augen und ich konnte sie nicht los werden. Meinem Francoeur wollte ich nichts sagen, um ihm nicht das Herz schwer zu machen; ich klagte über Kopfweh, das ich nicht hatte, über Zahnweh, das ich nicht fühlte, um weinen zu können wie ich mußte. Ach hätte ich damals mehr Vertrauen zu ihm gehabt, ich hätte sein Unglück nicht gemacht, aber jedesmal, wenn ich ihm erzählen wollte, daß ich durch den Fluch der Mutter vom Teufel besessen zu sein glaubte, schloß mir der Teufel den Mund, auch fürchtete ich, daß er mich dann nicht mehr lieben könne, daß er mich verlassen würde und den bloßen Gedanken

konnte ich kaum überleben. Diese innere Qual, vielleicht auch die angestrengte Arbeit zerrüttete endlich meinen Körper, heftige Krämpfe, die ich ihm verheimlichte, drohten mich zu ersticken, und Arzneien schienen diese Uebel nur zu mehren. Kaum war er hergestellt, so ward die Hochzeit von ihm angeordnet. Ein alter Geistlicher hielt eine feierliche Rede, in der er meinem Francoeur alles ans Herz legte, was ich für ihn getan, wie ich ihm Vaterland, Wohlstand und Freundschaft zum Opfer gebracht, selbst den mütterlichen Fluch auf mich geladen, alle diese Not müsse er mit mir teilen, alles Unglück gemeinsam tragen. Meinem Manne schauderte bei den Worten, aber er sprach doch ein vernehmliches Ja, und wir wurden vermählt. Selig waren die ersten Wochen, ich fühlte mich zur Hälfte von meinem Leiden erleichtert und ahnte nicht gleich, daß eine Hälfte des Fluchs zu meinem Manne übergegangen sei. Bald aber klagte er, daß jener Prediger in seinem schwarzen Kleide ihm immer vor Augen stehe und ihm drohe, daß er dadurch einen so heftigen Zorn und Widerwillen gegen Geistliche, Kirchen und heilige Bilder empfinde, daß er ihnen fluchen müsse, und wisse nicht warum, und um sich diesen Gedanken zu entschlagen, überlasse er sich jedem Einfall, er tanze und trinke, und so in dem Umtriebe des Bluts werde ihm besser. Ich schob alles auf die Gefangenschaft, obgleich ich wohl ahnte, daß es der Teufel sei, der ihn plage. Er wurde ausgewechselt durch die Vorsorge seines Obersten, der ihn beim Regimente wohl vermißt hatte, denn Francoeur ist ein außerordentlicher Soldat. Mit leichtem Herzen zogen wir aus Leipzig und bildeten eine schöne Zukunft in unsern Gesprächen aus. Kaum waren wir aus der Not ums tägliche Bedürfnis zum Wohlleben der gut versorgten Armee in die Winterquartiere gekommen, so stieg die Heftigkeit meines Mannes mit jedem Tage.

Er trommelte Tage lang, um sich zu zerstreuen, zankte, machte Händel, der Oberst konnte ihn nicht begreifen; nur mit mir war er sanft wie ein Kind. Ich wurde von einem Knaben entbunden, als der Feldzug sich wieder eröffnete, und mit der Qual der Geburt schien der Teufel, der mich geplagt, ganz von mir gebannt. Francoeur wurde immer mutwilliger und heftiger. Der Oberst schrieb mir, er sei tollkühn wie ein Rasender, aber bisher immer glücklich gewesen; seine Kameraden meinten, er sei zuweilen wahnsinnig und er fürchte ihn unter die Kranken oder Invaliden abgeben zu müssen. Der Oberst hatte einige Achtung gegen mich, er hörte auf meine Fürbitte, bis endlich seine Wildheit gegen den kommandierenden General dieser Abteilung, die ich schon erzählte, ihn in Arrest brachte, wo der Wundarzt erklärte, er leide wegen der Kopfwunde, die ihm in der Gefangenschaft vernachlässigt worden, an Wahnsinn und müsse wenigstens ein paar Jahre im warmen Klima bei den Invaliden zubringen, ob sich dieses Uebel vielleicht ausscheide . . . Ihm wurde gesagt, daß er zur Strafe wegen seines Vergehens unter die Invaliden komme und er schied mit Verwünschungen vom Regimente.

Ich bat mir das Schreiben vom Obersten aus, ich beschloß, Ihnen zutraulich alles zu eröffnen, damit er nicht nach der Strenge des Gesetzes, sondern nach seinem Unglück, dessen einzige Ursache meine Liebe war, beurteilt werde, und daß Sie ihn zu seinem Besten in eine kleine abgelegene Ortschaft legen, damit er hier in der großen Stadt nicht zum Gerede der Leute wird. Aber, gnädiger Herr, Ihr Ehrenwort darf eine Frau schon fordern, die Ihnen heute einen kleinen Dienst erwiesen, daß Sie dies Geheimnis seiner Krankheit, welches er selbst nicht ahnt und das seinen Stolz empören würde, unverbrüchlich bewahren." „Hier meine Hand," rief der Kommandant, der die eifrige Frau mit Wohlgefallen

angehört hatte, „noch mehr, ich will Ihre Fürbitte dreimal erhören, wenn Francoeur dumme Streiche macht. Das Beste aber ist, diese zu vermeiden, und darum schicke ich ihn gleich zur Ablösung nach einem Fort, das nur drei Mann Besatzung braucht; Sie finden da für sich und Ihr Kind eine bequeme Wohnung, er hat da wenig Veranlassung zu Torheiten, und die er begeht, bleiben verschwiegen.“ Die Frau dankte für diese gütige Vorsorge, küßte dem alten Herrn die Hand und er leuchtete ihr dafür, als sie mit vielen Knixen die Treppe hinunterging. Das wunderte den alten Kammerdiener Basset, und es fuhr ihm durch den Kopf, was seinem Alten ankomme, ob der wohl gar mit der brennenden Frau eine Liebschaft gestiftet habe, die seinem Einflusse nachteilig werden könne. Nun hatte der alte Herr die Gewohnheit, abends im Bette, wenn er nicht schlafen konnte, alles, was am Tage geschehen, laut zu überdenken, als ob er dem Bette seine Beichte hätte abstatten müssen. Und während nun die Wagen vom Balle zurückrollten und ihn wach erhielten, lauerte Basset im andern Zimmer und hörte die ganze Unterredung, die ihm um so wichtiger erschien, weil Francoeur sein Landsmann und Regimentskamerad gewesen, obgleich er viel älter als Francoeur war. Und nun dachte er gleich an einen Mönch, den er kannte, der schon manchem den Teufel ausgetrieben hatte und zu dem wollte er Francoeur bald hinführen; er hatte eine rechte Freude an Quacksalbern und freute sich einmal wieder, einen Teufel austreiben zu sehen. Rosalie hatte, sehr befriedigt über den Erfolg ihres Besuchs, gut geschlafen; sie kaufte am Morgen eine neue Schürze und trat mit dieser ihrem Manne entgegen, der mit entsetzlichem Gesange seine müden Invaliden in die Stadt führte. Er küßte sie; hob sie in die Luft und sagte ihr: „Du riechst nach dem trojanischen Brande, ich habe dich wieder, schöne

Helena!“ — Rosalie entfärbte sich und hielt es für nötig, als er fragte, ihm zu eröffnen, daß sie wegen der Wohnung beim Obersten gewesen, daß diesem gerade das Bein in Flammen gestanden, und daß ihre Schürze verbrannt. Ihm war es nicht recht, daß sie nicht bis zu seiner Ankunft gewartet habe, doch vergaß er das in tausend Späßen über die brennende Schürze. Er stellte darauf seine Leute dem Kommandanten vor, rühmte alle ihre leiblichen Gebrechen und geistigen Tugenden so artig, daß er des alten Herrn Wohlwollen erwarb, der so in sich meinte: die Frau liebt ihn, aber sie ist eine Deutsche und versteht keinen Franzosen; ein Franzose hat immer den Teufel im Leibe! — Er ließ ihn ins Zimmer kommen, um ihn näher kennen zu lernen, fand ihn im Befestigungswesen wohl unterrichtet, und was ihn noch mehr entzückte, er fand in ihm einen leidenschaftlichen Feuerkünstler, der bei seinem Regimente schon alle Arten Feuerwerke ausgearbeitet hatte. Der Kommandant trug ihm seine neue Erfindung zu einem Feuerwerke am Geburtstage des Königs vor, bei welcher ihn gestern der Beinbrand gestört hatte, und Francoeur ging mit funkelnder Begeisterung darauf ein. Nun eröffnete ihm der Alte, daß er mit zwei andern Invaliden die kleine Besatzung des Forts Ratonneau ablösen sollte, dort sei ein großer Pulvervorrat und dort solle er mit seinen beiden Soldaten fleißig Raketen füllen, Feuerräder drehen und Frösche binden. Indem der Kommandant ihm den Schlüssel des Pulverturms und das Inventarium reichte, fiel ihm die Rede der Frau ein und er hielt ihn mit den Worten noch fest: „Aber Euch plagt doch nicht der Teufel und Ihr stiftet mir Unheil?“ — „Man darf den Teufel nicht an die Wand malen, sonst hat man ihn im Spiegel,“ antwortete Francoeur mit einem gewissen Zutrauen. Das gab dem Kommandanten Vertrauen, er reichte ihm den Schlüssel,

das Inventarium und den Befehl an die jetzige kleine Garnison, auszuziehen. So wurde er entlassen und auf dem Hausflur fiel ihm Basset um den Hals, sie hatten sich gleich erkannt und erzählten einander in aller Kürze, wie es ihnen ergangen. Doch weil Francoeur an große Strenge in allem Militärischen gewöhnt war, so riß er sich los und bat ihn auf den nächsten Sonntag, wenn er abkommen könnte, zu Gast nach dem Fort Ratonneau, zu dessen Kommandanten, der er selbst zu sein die Ehre habe.

Der Einzug auf dem Fort war für alle gleich fröhlich, die abziehenden Invaliden hatten die schöne Aussicht auf Marseille bis zum Ueberdrusse genossen, und die Einziehenden waren entzückt über die Aussicht, über das zierliche Werk, über die bequemen Zimmer und Betten; auch kauften sie von den Abziehenden ein Paar Ziegen, ein Taubenpaar, ein Dutzend Hühner und die Kunststücke, um in der Nähe einiges Wild in aller Stille belauern zu können; denn müßige Soldaten sind ihrer Natur nach Jäger. Als Francoeur sein Kommando angetreten, befahl er sogleich seinen beiden Soldaten, Brunet und Tessier, mit ihm den Pulverturm zu eröffnen, das Inventarium durchzugehen, um dann einen gewissen Vorrat zur Feuerwerkarbeit in das Laboratorium zu tragen. Das Inventarium war richtig und er beschäftigte gleich einen seiner beiden Soldaten mit den Arbeiten zum Feuerwerk; mit dem anderen ging er zu allen Kanonen und Mörsern, um die metallnen zu polieren, und die eisernen schwarz anzustreichen. Bald füllte er auch eine hinlängliche Zahl Bomben und Granaten, ordnete auch alles Geschütz so, wie es stehen mußte, um den einzigen Aufgang nach dem Fort zu bestreichen. „Das Fort ist nicht zu nehmen!“ rief er einmal über das andere begeistert. „Ich will das Fort behaupten, auch wenn die Engländer mit hunderttausend

Mann landen und stürmen! Aber die Unordnung war hier groß!" „So sieht es überall auf den Forts und Batterien aus," sagte Tessier, „der alte Kommandant kann mit seinem Stelzfuß nicht mehr so weit steigen, und Gottlob! bis jetzt ist es den Engländern noch nicht eingefallen, zu landen." — „Das muß anders werden," rief Francoeur, „ich will mir lieber die Zunge verbrennen, ehe ich zugebe, daß unsere Feinde Marseille einäschern oder wir sie doch fürchten müssen." —

Die Frau mußte ihm helfen, das Mauerwerk von Gras und Moos zu reinigen, es abzuweißen und die Lebensmittel in den Kasematten zu lüften. In den ersten Tagen wurde fast nicht geschlafen, so trieb der unermüdliche Francoeur zur Arbeit, und seine geschickte Hand fertigte in dieser Zeit, wozu ein anderer wohl einen Monat gebraucht hätte. Bei dieser Tätigkeit ließen ihn seine Grillen ruhen; er war hastig; aber alles zu einem festen Ziele, und Rosalie segnete den Tag, der ihn in diese höhere Luftregion gebracht, wo der Teufel keine Macht über ihn zu haben schien. Auch die Witterung hatte sich durch Wendung des Windes erwärmt und erhellt, daß ihnen ein neuer Sommer zu begegnen schien; täglich liefen Schiffe im Hafen ein und aus, grüßten und wurden begrüßt von den Forts am Meere. Rosalie, die nie am Meere gewesen, glaubte sich in eine andere Welt versetzt, und ihr Knabe freute sich, nach so mancher harten Einkerkerung auf Wagen und in Wirtsstuben, der vollen Freiheit in dem eingeschlossenen kleinen Garten des Forts, den die früheren Bewohner nach Art der Soldaten, besonders der Artilleristen, mit den künstlichsten mathematischen Linienverbindungen in Buchsbaum geziert hatten; ihn überflatterte die Fahne mit den Lilien, der Stolz Francoeurs, ein segenreiches Zeichen der Frau, die eine geborne Lilie, die liebste Unterhaltung des Kindes. So kam der erste Sonntag

von allen gesegnet und Francoeur befahl seiner Frau, für den Mittag ihm etwas Gutes zu besorgen, wo er seinen Freund Basset erwarte, insbesondere machte er Anspruch auf einen guten Eierkuchen, denn die Hühner des Forts legten fleißig, lieferte auch eine Zahl wilder Vögel, die Brunet geschossen hatte, in die Küche. Unter diesen Vorbereitungen kam Basset hinaufgekeucht und war entzückt über die Verwandlung des Forts; erkundigte sich auch im Namen des Kommandanten nach dem Feuerwerke und erstaunte über die große Zahl fertiger Raketen und Leuchtkugeln. Die Frau ging nun an ihre Küchenarbeit, die beiden Soldaten zogen aus um Früchte zur Mahlzeit zu holen. Alle wollten an dem Tage recht selig schwelgen und sich die Zeitung vorlesen lassen, die Basset mitgebracht hatte. Im Garten saß nun Basset dem Francoeur gegenüber und sah ihn stillschweigend an, dieser fragte nach der Ursache. „Ich meine, Ihr seht so gesund aus wie sonst und alles was Ihr tut, ist so vernünftig.“ — „Wer zweifelt daran?“ fragte Francoeur mit einer Aufwallung, „das will ich wissen!“ — Basset suchte umzulenken, aber Francoeur hatte etwas Furchtbares in seinem Wesen, sein dunkles Auge befeuerte sich, sein Kopf erhob sich, seine Lippen drängten sich vor. Das Herz war schon dem armen Schwätzer Basset gefallen, er sprach dünnstimmig wie eine Violine von Gerüchten beim Kommandanten, er sei vom Teufel geplagt, von seinem guten Willen ihn durch einen Ordensgeistlichen, den Vater Philipp, exorcieren zu lassen, den er deswegen vor Tische hinaufbestellt habe, unter dem Vorwande, daß er eine Messe der vom Gottesdienste entfernten Garnison in der kleinen Kapelle lesen müsse. Francoeur entsetzte sich über die Nachricht, er schwur, daß er sich blutig an dem rächen wolle, der solche Lüge über ihn ausgebracht, er wisse nichts vom Teufel und wenn es gar keinen gebe, so habe er auch

nichts dagegen einzuwenden, denn er habe nirgends die Ehre seiner Bekanntschaft gemacht. Basset sagte, er sei ganz unschuldig, er habe die Sache vernommen, als der Kommandant ganz laut mit sich gesprochen habe, auch sei ja dieser Teufel die Ursache, warum Francoeur vom Regimente fortgekommen. „Und wer brachte dem Kommandanten die Nachricht?“ fragte Francoeur zitternd. „Eure Frau,“ antwortete jener, „aber in der besten Absicht, um Euch zu entschuldigen, wenn Ihr hier wilde Streiche machtet.“ „Wir sind geschieden!“ schrie Francoeur und schlug sich vor den Kopf, „sie hat mich verraten, mich vernichtet, hat Heimlichkeiten mit dem Kommandanten; sie hat unendlich viel für mich getan und gelitten, sie hat mir unendlich wehe getan, ich bin ihr nichts mehr schuldig, wir sind geschieden!“ — Allmählich schien er stiller zu werden, je lauter es in ihm wurde; er sah wieder den schwarzen Geistlichen vor Augen, wie die vom tollen Hunde Gebissenen den Hund immer zu sehen meinen, da trat Vater Philipp in den Garten und er ging mit Heftigkeit auf ihn zu, um zu fragen was er wolle. Dieser meinte seine Beschwörung anbringen zu müssen, redete den Teufel heftig an, indem er seine Hände in kreuzenden Linien über Francoeur bewegte. Das alles empörte Francoeur, er gebot ihm als Kommandant des Forts, den Platz sogleich zu verlassen. Aber der erschrockene Philipp eiferte um so heftiger gegen den Teufel in Francoeur und als er sogar seinen Stab erhob, ertrug Francoeurs militärischer Stolz diese Drohung nicht. Mit wütender Stärke ergriff er den kleinen Philipp bei seinem Mantel und warf ihn über das Gitter, das den Eingang schützte, und wäre der gute Mann nicht an den Spitzen des Türgitters mit dem Mantel hängen geblieben, er hätte einen schweren Fall die steinerne Treppe hinunter gemacht. Nahe diesem Gitter war der Tisch gedeckt,

das erinnerte Francoeur an das Essen. Er rief nach dem Essen und Rosalie brachte es, etwas erhitzt von dem Feuer, aber sehr fröhlich, denn sie bemerkte nicht den Mönch außer dem Gitter, der sich kaum vom ersten Schrecken erholt hatte und still vor sich betete, um neue Gefahr abzuwenden; kaum beachtete sie, daß ihr Mann und Basset, jener finster, dieser verlegen nach dem Tische blickten. Sie fragte nach den beiden Soldaten, aber Francoeur sagte: „Sie können nachher essen, ich habe Hunger, daß ich die Welt zerreißen könnte.“ Darauf legte sie die Suppe vor, und gab Basset aus Artigkeit das meiste, dann ging sie nach der Küche um den Eierkuchen zu backen. „Wie hat denn meine Frau dem Kommandanten gefallen?“ fragte Francoeur. „Sehr gut,“ antwortete Basset, „er wünschte, daß es ihm in der Gefangenschaft so gut geworden wäre wie Euch.“ „Er soll sie haben!“ antwortete er. „Nach den beiden Soldaten, die fehlen, fragte sie; was mir fehlt, das fragte sie nicht, Euch suchte sie als einen Diener des Kommandanten zu gewinnen, darum füllte sie Euren Teller, daß er überfloß, Euch bot sie das größte Glas Wein an, gebt Achtung, sie bringt Euch auch das größte Stück Eierkuchen. Wenn das der Fall ist, dann stehe ich auf, dann führt sie nur fort, und laßt mich hier allein.“ — Basset wollte antworten, aber im Augenblicke trat die Frau mit dem Eierkuchen herein. Sie hatte ihn schon in drei Stücke geschnitten, ging zu Basset und schob ihm ein Stück mit den Worten auf den Teller: „Einen besseren Eierkuchen findet Ihr nicht beim Kommandanten, Ihr müßt mich rühmen!“ — Finster blickte Francoeur in die Schüssel, die Lücke war fast so groß wie die beiden Stücke, die noch blieben, er stand auf und sagte: „Es ist nicht anders, wir sind geschieden!“ Mit diesen Worten ging er nach dem Pulverturme, schloß die eiserne Tür auf, trat ein und schloß sie wieder hinter sich zu. Die

Frau sah ihm verwirrt nach und ließ die Schüssel fallen. „Gott, ihn plagt der Böse; wenn er nur nicht Unheil stiftet im Pulverturm.“ — „Ist das der Pulverturm?“ rief Basset, „er sprengt sich in die Luft, rettet Euch und Euer Kind!“ Mit diesen Worten lief er fort, auch der Mönch wagte sich nicht wieder herein und lief ihm nach. Rosalie eilte in die Wohnung zu ihrem Kinde, riß es aus dem Schlafe, aus der Wiege, sie wußte nichts mehr von sich, bewußtlos wie sie Francoeur einst gefolgt, so entfloh sie ihm mit dem Kinde und sagte vor sich hin: „Kind, das tue ich nur deinetwegen, mir wäre besser mit ihm zu sterben; Hagar, du hast nicht gelitten wie ich, denn ich verstoße mich selbst!“ — Unter solchen Gedanken kam sie herab auf einem falschen Wege und stand am sumpfigen Ufer des Flusses. Sie konnte aus Ermattung nicht mehr gehen und setzte sich deswegen in einen Nachen, der nur leicht ans Ufer gefahren, leicht abzustoßen war und ließ sich den Fluß herabtreiben; sie wagte nicht umzublicken, wenn am Hafen ein Schuß geschah, meinte sie, das Fort sei gesprengt, und ihr halbes Leben verloren, so verfiel sie allmählich in einen dumpfen fieberartigen Zustand.

Unterdessen waren die beiden Soldaten, mit Aepfeln und Trauben bepackt, in die Nähe des Forts gekommen, aber Francoeurs starke Stimme rief ihnen, indem er eine Flintenkugel über ihre Köpfe abfeuerte: „Zurück!“ dann sagte er durch das Sprachrohr: „An der hohen Mauer werde ich mit Euch reden, ich habe hier allein zu befehlen und will auch allein hier leben, so lange es dem Teufel gefällt!“ Sie wußten nicht was das bedeuten solle, aber es war nichts anders zu tun, als dem Willen des Sergeanten Folge zu leisten. Sie gingen herab zu dem steilen Abhange des Forts, welcher die Hohe Mauer hieß, und kaum waren sie dort angelangt, so sahen sie Rosaliens Bette und des Kindes Wiege

an einem Seile niedersinken, dem folgten ihre Betten und Geräte und Francoeur rief durch das Sprachrohr: „Das Eurige nehmt; Bette, Wiege und Kleider meiner entlaufenen Frau bringt zum Kommandanten, da werdet Ihr sie finden; sagt: das schicke ihr Satanas, und diese alte Fahne um ihre Schande mit dem Kommandanten zu decken!“ Bei diesen Worten warf er die große französische Flagge, die auf dem Fort geweht hatte, herab und fuhr fort: „Dem Kommandanten lasse ich hierdurch Krieg erklären, er mag sich waffnen bis zum Abend, dann werde ich mein Feuer eröffnen; er solle nicht schonen, denn ich schone ihn beim Teufel nicht; er solle alle seine Hände ausstrecken, er wird mich doch nicht fangen; er hat mir den Schlüssel zum Pulverturm gegeben, ich will ihn brauchen, und wenn er mich zu fassen meint, fliege ich mit ihm gen Himmel, vom Himmel in die Hölle, das wird Staub geben.“ — Brunet wagte endlich zu reden und rief hinauf: „Gedenkt an unsern gnädigsten König, daß er über Euch steht, ihm werdet Ihr doch nicht widerstreben.“ Dem antwortete Francoeur: „In mir ist der König aller Könige dieser Welt, in mir ist der Teufel und im Namen des Teufels sage ich Euch, redet kein Wort, sonst zerschmettere ich Euch!“ — Nach dieser Drohung packten beide stillschweigend das Ihre zusammen und ließen das übrige stehen; sie wußten, daß oben große Steinmassen angehäuft waren, die unter der steilen Felswand alles zerschmettern konnten. Als sie nach Marseille zum Kommandanten kamen, fanden sie ihn schon in Bewegung, denn Basset hatte ihn von allem unterrichtet; er sendete die beiden Ankommenden mit einem Wagen nach dem Fort, um die Sachen der Frau gegen den drohenden Regen zu sichern, andere sandte er aus, um die Frau mit dem Kinde aufzufinden, während er die Offiziere bei sich versammelte, um mit ihnen zu überlegen, was zu tun sei? Die Besorgnis

dieses Kriegsrats richtete sich besonders auf den Verlust des schönen Forts, wenn es in die Luft gesprengt würde; bald kam aber ein Abgesandter der Stadt, wo sich das Gerücht verbreitet hatte, und stellte den Untergang des schönsten Teiles der Stadt als ganz unvermeidlich dar. Es wurde allgemein anerkannt, daß mit Gewalt nicht verfahren werden dürfe, denn Ehre sei nicht gegen einen einzelnen Menschen zu erringen, wohl aber ein ungeheurer Verlust durch Nachgiebigkeit abzuwenden; der Schlaf werde die Wut Francoeurs doch endlich überwinden, dann sollten entschlossene Leute das Fort erklettern und ihn fesseln. Dieser Ratschluß war kaum gefaßt, so wurden die beiden Soldaten eingeführt, welche Rosaliens Betten und Gerät zurückgebracht hatten. Sie hatten eine Bestellung Francoeurs zu überbringen, daß ihm der Teufel verraten: sie wollten ihn im Schlafe fangen, aber er warne sie aus Liebe zu einigen Teufelskameraden, die zu dem Unternehmen gebraucht werden sollten, denn er werde ruhig in seinem verschlossenen Pulverturme mit geladenen Gewehren schlafen und ehe sie die Türe erbrechen könnten, wäre er längst erwacht und der Turm mit einem Schusse in die Pulverfässer zersprengt. „Er hat recht," sagte der Kommandant, „er kann nicht anders handeln, wir müssen ihn aushungern." — „Er hat den ganzen Wintervorrat für uns alle hinaufgeschafft," bemerkte Brunet, „wir müssen wenigstens ein halbes Jahr warten, auch sagte er, daß ihm die vorbeifahrenden Schiffe, welche die Stadt versorgen, reichlichen Zoll geben sollten, sonst bohre er sie in den Grund, und zum Zeichen, daß niemand in der Nacht fahren sollte ohne seine Bewilligung, werde er am Abend einige Kugeln über den Fluß sausen lassen." „Wahrhaftig, er schießt!" rief einer der Offiziere und alle liefen nach einem Fenster des oberen Stockwerks. Welch ein Anblick! An allen Ecken des

Forts eröffneten die Kanonen ihren feurigen Rachen, die Kugeln sausten in die Luft, in der Stadt versteckte sich die Menge mit großem Geschrei und nur einzelne wollten ihren Mut im kühnen Anschauen der Gefahr beweisen. Aber sie wurden auch reichlich dafür belohnt, denn mit hellem Lichte schoß Francoeur einen Bündel Raketen aus einer Haubitze in die Luft, und einen Bündel Leuchtkugeln aus einem Mörser, denen er aus Gewehren unzählige andere nachsandte. Der Kommandant versicherte, diese Wirkung sei trefflich, er habe es nie gewagt, Feuerwerke mit Wurfgeschütz in die Luft zu treiben, aber die Kunst werde dadurch gewissermaßen zu einer meteorischen, der Francoeur verdiene schon deswegen begnadigt zu werden.

Diese nächtliche Erleuchtung hatte eine andere Wirkung, die wohl in keines Menschen Absicht lag; sie rettete Rosalien und ihrem Kinde das Leben. Beide waren in dem ruhigen Treiben des Kahnes eingeschlummert und Rosalie sah im Traume ihre Mutter von innerlichen Flammen durchleuchtet und verzehrt und fragte sie: Warum sie so leide? Da war es, als ob eine laute Stimme ihr in die Ohren rief: „Mein Fluch brennt mich wie dich, und kannst du ihn nicht lösen, so bleibe ich eigen allem Bösen.“ Sie wollte noch mehr sprechen, aber Rosalie war schon aufgeschreckt, sah über sich den Bündel Leuchtkugeln im höchsten Glanze, hörte neben sich einen Schiffer rufen: „Steuert links, wir fahren sonst ein Boot in den Grund, worin ein Weib mit einem Kinde sitzt.“ Und schon rauscht die vordere Spitze eines großen Flußschiffes wie ein geöffneter Walfischrachen hinter ihr, da wandte er sich links, aber ihr Nachen wurde doch seitwärts nachgerissen. „Helft meinem armen Kinde!“ rief sie, und der Haken eines Stangenruders verband sie mit dem großen Schiffe, das bald darauf Anker warf. „Wäre das Feuerwerk

auf dem Fort Ratonneau nicht aufgegangen," rief der eine Schiffer, „ich hätte Euch nicht gesehen und wir hätten Euch ohne bösen Willen in den Grund gesegelt, wie kommt Ihr so spät und allein aufs Wasser, warum habt Ihr uns nicht angeschrieen?" Rosalie beantwortete schnell die Fragen und bat nur dringend, sie nach dem Hause des Kommandanten zu bringen. Der Schiffer gab ihr aus Mitleid seinen Jungen zum Führer.

Sie fand alles in Bewegung beim Kommandanten, sie bat ihn, seines Versprechens eingedenk zu sein, daß er ihrem Manne drei Versehen verzeihen wolle. Er leugnete, daß von solchen Versehen die Rede gewesen, es sei über Scherz und Grillen geklagt worden, das sei aber teuflischer Ernst. — „So ist das Unrecht auf Eurer Seite," sagte die Frau gefaßt, denn sie fühlte sich nicht mehr schicksallos, „auch habe ich den Zustand des armen Mannes angezeigt, und doch habt Ihr ihm einen so gefährlichen Posten vertraut, Ihr habt mir Geheimnis angelobt, und doch habt Ihr alles an Basset, Euren Diener erzählt, der uns mit seiner törichten Klugheit und Vorwitzigkeit in das ganze Unglück gestürzt hat, nicht mein armer Mann, Ihr seid an allem Unglück schuld, Ihr müßt dem Könige davon Rechenschaft geben." — Der Kommandant verteidigte sich gegen den Vorwurf, daß er etwas dem Basset erzählt habe, dieser gestand, daß er ihn im Selbstgespräche belauscht und so war die ganze Schuld auf seine Seele geschoben. Der alte Mann sagte, daß er den andern Tag sich vor dem Fort wollte totschießen lassen, um seinem Könige die Schuld mit seinem Leben abzuzahlen, aber Rosalie bat ihn, sich nicht zu übereilen, er möge bedenken, daß sie ihn schon einmal aus dem Feuer gerettet habe. Ihr wurde ein Zimmer im Hause des Kommandanten angewiesen und sie brachte ihr Kind zur Ruhe, während sie selbst mit sich zu Rate ging und zu Gott flehte, ihr

anzugeben, wie sie ihre Mutter den Flammen und ihren Mann dem Fluche entreißen könne. Aber auf ihren Knieen versank sie in einen tiefen Schlaf und war sich am Morgen keines Traumes, keiner Eingebung bewußt. Der Kommandant, der schon früh einen Versuch gegen das Fort gemacht hatte, kam verdrießlich zurück. Zwar hatte er keine Leute verloren, aber Francoeur hatte so viele Kugeln mit solcher Geschicklichkeit links und rechts und über sie hinsausen lassen, daß sie ihr Leben nur seiner Schonung dankten. Den Fluß hatte er durch Signalschüsse gesperrt, auch auf der Chaussee durfte niemand fahren, kurz, aller Verkehr der Stadt war für diesen Tag gehemmt und die Stadt drohte, wenn der Kommandant nicht vorsichtig verfahre, sondern wie in Feindes Land ihn zu belagern denke, daß sie die Bürger aufbieten und mit dem Invaliden schon fertig werden wolle.

Drei Tage ließ sich der Kommandant so hinhalten, jeden Abend verherrlichte ein Feuerwerk, jeden Abend erinnerte Rosalie ihn an sein Versprechen der Nachsicht. Am dritten Abend sagte er ihr, der Sturm sei auf den andern Mittag festgesetzt, die Stadt gebe nach, weil aller Verkehr gestört sei, und endlich Hungersnot ausbrechen könne. Er werde den Eingang stürmen, während ein anderer Teil von der andern Seite heimlich anzuklettern suche, so daß diese vielleicht früher ihrem Manne in den Rücken kämen, ehe er nach dem Pulverturm springen könne; es werde Menschen kosten, der Ausgang sei ungewiß, aber er wolle den Schimpf ablenken, daß durch seine Feigheit ein toller Mensch zu dem Dünkel gekommen, einer ganzen Stadt zu trotzen, das größte Unglück sei ihm lieber als dieser Verdacht, er habe seine Angelegenheiten mit der Welt und vor Gott zu ordnen gesucht, Rosalie und ihr Kind würden sich in seinem Testamente nicht vergessen finden. Ro-

salie fiel ihm zu Füßen und fragte: was denn das Schicksal ihres Mannes sei, wenn er im Sturme gefangen würde? Der Kommandant wendete sich ab und sagte leise: „Der Tod unausbleiblich, auf Wahnsinn würde von keinem Kriegsgerichte erkannt werden, es ist zu viel Einsicht, Vorsicht und Klugheit in der ganzen Art, wie er sich nimmt; der Teufel kann nicht vor Gericht gezogen werden, er muß für ihn leiden." — Nach einem Strome von Tränen erholte sich Rosalie und sagte: wenn sie das Fort ohne Blutvergießen, ohne Gefahr in die Gewalt des Kommandanten brächte, würde dann sein Vergehen als ein Wahnsinn Begnadigung finden? — „Ja, ich schwör's!" rief der Kommandant, „aber es ist vergeblich, Euch haßt er vor allem, und rief gestern einem unsrer Vorposten zu, er wolle das Fort übergeben, wenn wir ihm den Kopf seiner Frau schicken könnten." „Ich kenne ihn," sagte die Frau, „ich will den Teufel in ihm beschwören, ich will ihm Frieden geben, sterben würde ich doch mit ihm, also ist nur Gewinn für mich, wenn ich von seiner Hand sterbe, der ich vermählt bin durch den heiligsten Schwur." —

Der Komandant bat sie, sich wohl zu bedenken, erforschte ihre Absicht, widerstand aber weder ihren Bitten, noch der Hoffnung, auf diesem Wege dem gewissen Untergange zu entgehen.

Vater Philipp hatte sich im Hause eingefunden und erzählte, der unsinnige Francoeur habe jetzt eine große weiße Flagge ausgesteckt, auf welcher der Teufel gemalt sei, aber der Kommandant wollte nichts von seinen Neuigkeiten wissen, und befahl ihm, zu Rosalien zu gehen, die ihm beichten wolle. Nachdem Rosalie ihre Beichte in aller Ruhe eines gottergebenen Gemütes abgelegt hatte, bat sie den Vater Philipp, sie nur bis zu einem sicheren Steinwalle zu begleiten, wo keine Kugel ihn treffen könne, dort wolle sie ihm ihr Kind und Geld

zur Erziehung desselben übergeben, sie könne sich noch nicht von dem lieben Kinde trennen. Er versprach es ihr zögernd, nachdem er sich im Hause erkundigt hatte, ob er auch dort noch sicher gegen die Schüsse sei, denn sein Glaube, Teufel austreiben zu können, hatte sich in ihm ganz verloren, er gestand, was er bisher ausgetrieben hätte, möchte wohl der rechte Teufel nicht gewesen sein, sondern ein geringerer Spuk.

Rosalie kleidete ihr Kind noch einmal unter mancher Träne weiß mit roten Bandschleifen an, dann nahm sie es auf den Arm und ging schweigend die Treppe hinunter. Unten stand der alte Kommandant und konnte ihr nur die Hand drücken und mußte sich umwenden, weil er sich der Tränen vor den Zuschauern schämte. So trat sie auf die Straße, keiner wußte ihre Absicht, Vater Philipp blieb etwas zurück, weil er des Mitgehens gern überhoben gewesen, dann folgte die Menge müßiger Menschen auf den Straßen, die ihn fragten, was es bedeute? Viele fluchten auf Rosalien, weil sie Francoeurs Frau war, aber dieser Fluch berührte sie nicht.

Der Kommandant führte unterdessen seine Leute auf verborgenen Wegen nach den Plätzen, von welchen der Sturm eröffnet werden sollte, wenn die Frau den Wahnsinn des Mannes nicht beschwören könnte.

Am Tore schon verließ die Menge Rosalien, denn Francoeur schoß von Zeit zu Zeit über diese Fläche, auch Vater Philipp klagte, daß ihm schwach werde, er müsse sich niederlassen. Rosalie bedauerte es und zeigte ihm den Felsenwall, wo sie ihr Kind noch einmal stillen und es dann in den Mantel niederlegen wollte, dort möge es gesucht werden, da liege es sicher aufbewahrt, wenn sie nicht zu ihm zurückkehren könne. Vater Philipp setzte sich betend hinter den Felsen und Rosalie ging mit festem Schritt dem Steinwalle zu, wo sie ihr Kind

tränkte und segnete, es in ihren Mantel wickelte und in Schlummer brachte. Da verließ sie es mit einem Seufzer, der die Wolken über ihr brach, daß blaue Hellung und das stärkende Sonnenbild sie bestrahlten. Nun war sie dem harten Manne sichtbar, als sie am Steinwalle heraustrat, ein Licht schlug am Tore auf, ein Druck, als ob sie umstürzen müßte, ein Rollen in der Luft, ein Sausen, das sich damit mischte, zeigte ihr an, daß der Tod nahe an ihr vorübergegangen. Es wurde ihr aber nicht mehr bange, eine Stimme sagte ihr innerlich, daß nichts untergehen könne, was diesen Tag bestanden und ihre Liebe zum Manne, zum Kinde regte sich noch in ihrem Herzen, als sie ihren Mann vor sich auf dem Festungswerke stehen und laden, das Kind hinter sich schreien hörte; sie taten ihr beide mehr leid als ihr eignes Unglück, und der schwere Weg war nicht der schwerste Gedanke ihres Herzens. Und ein neuer Schuß betäubte ihre Ohren und schmetterte ihr Felsstaub ins Gesicht, aber sie betete und sah zum Himmel. So betrat sie den engen Felsgang, der wie ein verlängerter Lauf, für zwei mit Kartätschen geladene Kanonen mit boshaftem Geize die Masse des verderblichen Schusses gegen die Andringenden zusammenzuhalten bestimmt war. — „Was siehst Du, Weib!“ brüllte Francoeur, „sieh nicht in die Luft, Deine Engel kommen nicht, hier steht Dein Teufel und Dein Tod.“ — „Nicht Tod, nicht Teufel trennen mich mehr von Dir,“ sagte sie getrost und schritt weiter hinauf die großen Stufen. „Weib,“ schrie er, „Du hast mehr Mut als der Teufel, aber es soll Dir doch nichts helfen.“ — Er blies die Lunte an, die eben verlöschen wollte, der Schweiß stand ihm hellglänzend über Stirn und Wangen, es war, als ob zwei Naturen in ihm rangen. Und Rosalie wollte nicht diesen Kampf hemmen und der Zeit vorgreifen, auf die sie zu vertrauen begann; sie ging

nicht vor, sie kniete auf die Stufe nieder, als sie drei Stufen von den Kanonen entfernt war, wo sich das Feuer kreuzte. Er riß Rock und Weste an der Brust auf, um sich Luft zu machen, er griff in sein schwarzes Haar, das verwildert in Locken starrte und riß es sich wütend aus. Da öffnete sich die Wunde am Kopfe in dem wilden Erschüttern durch Schläge, die er an seine Stirn führte, Tränen und Blut löschten den brennenden Zundstrick, ein Wirbelwind warf das Pulver von den Zündlöchern der Kanonen und die Teufelsflagge vom Turm. „Der Schornsteinfeger macht sich Platz, er schreit zum Schornstein hinaus!“ rief er, und deckte seine Augen. Dann besann er sich, öffnete die Gittertüre, schwankte zu seiner Frau, hob sie auf, küßte sie, endlich sagte er: „Der schwarze Bergmann hat sich durchgearbeitet, es strahlt wieder Licht in meinem Kopf und Luft zieht hindurch und die Liebe soll wieder ein Feuer zünden, daß uns nicht mehr friert. Ach Gott, was hab ich verbrochen. Laß uns nicht feiern, sie werden mir nur wenig Stunden noch schenken, wo ist mein Kind, ich muß es küssen, weil ich noch frei bin; was ist sterben? Starb ich nicht schon einmal, als Du mich verlassen und nun kommst Du wieder und Dein Kommen gibt mir mehr, als Dein Scheiden mir nehmen konnte, ein unendliches Gefühl meines Daseins, dessen Augenblicke mir genügen. Nun lebte ich gern mit Dir und wäre Deine Schuld noch größer als meine Verzweiflung gewesen, aber ich kenne das Kriegsgesetz und ich kann nun gottlob in Vernunft als ein reuiger Christ sterben.“ — Rosalie konnte in ihrer Entzückung, von ihren Tränen fast erstickt, kaum sagen, daß ihm verziehen, daß sie ohne Schuld und ihr Kind nahe sei. Sie verband seine Wunde in Eile, dann zog sie ihn die Stufen hinunter bis hin zu dem Steinwalle, wo sie das Kind verlassen. Da fanden sie den guten Vater Philipp bei

dem Kinde, der allmählich hinter Felsstücken zu ihm hingeschlichen war, und das Kind ließ etwas aus den Händen fliegen, um nach dem Vater sie auszustrecken. Und während sich alle drei umarmt hielten, erzählte Vater Philipp, wie ein Taubenpaar vom Schloß herunter geflattert sei und mit dem Kinde artig gespielt, sich von ihm habe anrühren lassen und es gleichsam in seiner Verlassenheit getröstet habe. Als er das gesehen, habe er sich dem Kinde zu nahen gewagt. „Sie waren, wie gute Engel, meines Kindes Spielkameraden auf dem Fort gewesen, sie haben es treulich aufgesucht, sie kommen sicher wieder und werden es nicht verlassen.“ Und wirklich umflogen sie die Tauben freundlich und trugen in ihren Schnäbeln grüne Blätter. „Die Sünde ist uns geschieden,“ sagte Francoeur, „nie will ich wieder auf den Frieden schelten, der Friede tut mir so gut.“

Inzwischen hatte sich der Kommandant mit seinen Offizieren genähert, weil er den glücklichen Ausgang durch sein Fernrohr gesehen. Francoeur übergab ihm seinen Degen, er kündigte Francoeur Verzeihung an, weil seine Wunde ihn des Verstandes beraubt gehabt und empfahl einem Chirurgen, diese Wunde zu untersuchen und besser zu verbinden. Francoeur setzte sich nieder und ließ ruhig alles mit sich geschehen, er sah nur Frau und Kind an. Der Chirurg wunderte sich, daß er keinen Schmerz zeigte, er zog ihm einen Knochensplitter aus der Wunde, der ringsumher eine Eiterung hervorgebracht hatte; es schien, als ob die gewaltige Natur Francoeurs ununterbrochen und allmählich an der Hinausschaffung gearbeitet hatte, bis ihm endlich äußere Gewalt, die eigne Hand seiner Verzweiflung die äußere Rinde durchbrochen. Er versicherte, daß ohne diese glückliche Fügung ein unheilbarer Wahnsinn den unglücklicken Francoeur hätte aufzehren müssen. Damit

ihm keine Anstrengung schade, wurde er auf einen Wagen gelegt und sein Einzug in Marseille glich unter einem Volke, das Kühnheit immer mehr als Güte zu achten weiß, einem Triumphzuge; die Frauen warfen Lorbeerkränze auf den Wagen, alles drängte sich, den stolzen Bösewicht kennen zu lernen, der so viele tausend Menschen drei Tage hindurch beherrscht hatte. Die Männer aber reichten ihre Blumenkränze Rosalien und ihrem Kinde und rühmten sie als Befreierin und schwuren, ihr und dem Kinde reichlich zu vergelten, daß sie ihre Stadt vom Untergange gerettet habe.

Nach solchem Tage läßt sich in einem Menschenleben selten noch etwas erleben, was der Mühe des Erzählens wert wäre, wenngleich die Wiederbeglückten, die Fluchbefreiten, erst in diesen ruhigeren Jahren den ganzen Umfang des gewonnenen Glücks erkannten. Der gute alte Kommandant nahm Francoeur als Sohn an und konnte er ihm auch nicht seinen Namen übertragen, so ließ er ihm doch einen Teil seines Vermögens und seinen Segen. Was aber Rosalie noch inniger berührte, war ein Bericht, der erst nach Jahren aus Prag einlief, in welchem ein Freund der Mutter anzeigte, daß diese wohl ein Jahr, unter verzehrenden Schmerzen, den Fluch bereut habe, den sie über ihre Tochter ausgestoßen, und, bei dem sehnlichen Wunsche nach Erlösung des Leibes und der Seele, sich und der Welt zum Ueberdruß bis zu dem Tage gelebt habe, der Rosaliens Treue und Ergebenheit in Gott gekrönt, an dem Tage sei sie, durch einen Strahl aus ihrem Innern beruhigt, im gläubigen Bekenntnis des Erlösers selig entschlafen.

Der Zweikampf

Eine Veteranengeschichte

von **G. Aschkin**

Ein armer Adeliger namens Gajewsky, der in manchen Stürmen, welche Polen heimgesucht, bei der reitenden Nationalgarde Dienste getan, lebte auf einem kleinen Gute, dessen Boden ihn nährte und das er einem reichen Magnaten verdankte. Obgleich der Alte nahe an die Achtzig war, stand er doch noch in seiner vollen Kraft; denn er war einer von jenen langen, hageren Persönlichkeiten, über die die Zeit nicht viel vermag, und die sich durch ihr patriarchalisches Leben ewig frisch erhalten.

Treu seiner Väter Sitte, ging der Pole in einem Lederkittel an Werktagen hinter dem Pfluge und war Bauer; aber wenn der Sonntag kam oder wenn er Geschäfte bei seinem Gönner und Wohltäter, dem Obersten v. Svejors hatte, da kehrte er den Adeligen heraus, zog seine alte abgeschabte Uniform an, eine blaue Jacke mit himbeerfarbigem Aufschlag, setzte die mit Pelzwerk

verbrämte viereckige Mütze auf das linke Ohr und umgürtete sich mit dem Degen, der so manche Wunde geschlagen, so manche Terz und Quart abgewehrt hatte.

Der Oberst hielt große Stücke auf den alten Veteranen, ehrte in ihm die Erinnerung an eine heldenmütige Vorzeit und sah den ruhigen, beinahe untertänigen alten Mann gerne in seinem Haus. Gajewsky bekam auch bald ein Fuder Heu, bald ein paar Säcke Saatkorn, einen Anker Wein oder eine Speckseite, und mangelte es einmal an Barem, so wußte der Oberst auch da Rat zu schaffen; denn der alte Soldat konnte Audienz haben, so oft ihm gefiel. Er brauchte sich nicht melden zu lassen.

Von diesem Vorrechte wollte er nun einmal Gebrauch machen, als der Oberst gerade vornehme Fremde hatte. Gajewsky trug seine Staatsuniform und näherte sich seines Gönners Türe, um wie gewöhnlich anzuklopfen, als ein Diener ihm den Weg versperrte und zu verstehen gab, daß er den Herrn nicht sprechen könne, weil Fremde im Zimmer seien.

„Ich habe dem Herrn Obersten nur ein paar Worte zu sagen!“ antwortete der Alte und wollte den Diener auf die Seite schieben.

„Es geht nicht an; ich sage Ihnen ja, daß der Herr Oberst Fremde hat.“

„Aber es handelt sich ja nur um einen Augenblick.“

„Es läßt sich nicht machen.“

„Aber ich will und muß mit ihm sprechen.“ —

„Und ich sage Ihnen, es geschieht nicht!“

Der Oberst hatte den Streit gehört, steckte den Kopf zur Türe heraus und fragte, was es gebe.

„Es ist der alte Herr, der unbedingt den Herrn Obersten stören will, obgleich ich ihm gesagt, daß Sie mit niemanden sprechen wollen.“

Der Oberst, welcher ärgerlich darüber war, daß er

gestört wurde, runzelte die Stirne und rief: „Ach was, ist ers? der Alte soll mich in Ruhe lassen. Ich habe jetzt keine Zeit.“ Mit diesen Worten schlug er die Türe wieder hart zu.

Das war Wasser auf die Mühle der Dienerschaft, die den alten Adeligen nicht leiden mochte, weil er immer mit einer altväterischen Gönnermiene auf sie herabsah. Zwei lange Lümmel nahmen deshalb den Alten beim Kragen und setzten ihn nicht gerade auf die höflichste Weise vor die Türe.

Der Oberst hatte den Alten und die mißglückte Audienz vergessen und saß in munterem Gespräch mit seinen Gästen, als an das Fenster des Saales geklopft wurde. Als der Hausherr öffnete, sah er einen kleinen Bauernjungen, der auf den Zehenspitzen stand, um ihm einen Zettel zu übergeben und dann wieder eilends davonlief.

Der Zettel enthielt Folgendes:

Ew. Hochwohlgeboren!

Nicht um meiner unbedeutenden Person, sondern um der Uniform willen, die ich trage, und die beschimpft worden ist, sehe ich mich in die Notwendigkeit versetzt, augenblickliche Genugtuung von Euer Hochwohlgeboren zu fordern. Ich warte bei der Mühle hinter dem Dorfe. Ich bitte jedoch Euer Hochwohlgeboren, keine Zeugen mitzubringen; ich habe gleichfalls niemanden bei mir, als den kleinen Jungen, und wünsche überhaupt, daß die Sache in aller Stille abgemacht werde.

Ihr untertäniger Diener
Gajewsky.

Das war eine höchst unangenehme Geschichte. Nicht daß der Oberst sich vor einer kleinen Fechtübung gefürchtet hätte, denn er war ein tüchtiger Soldat und

hatte an der Spitze nicht minder tapferer polnischer Reiter zahlreiche Beweise von Mut und Männlichkeit abgelegt; aber es tat ihm leid, daß er den Alten in der Hitze beleidigt hatte. Er bat deshalb seine Gäste, ihn für eine halbe Stunde zu entschuldigen, da wichtige Geschäfte seine Gegenwart forderten, legte seinen Säbel um und ritt, von einem einzigen Diener begleitet, nach der Mühle.

Sogleich hinter der Stadt, in der Nähe eines kleinen Buchenwäldchens, bei welchem die Mühle lag, stand ein bescheidener kleiner Wagen, mit einem alten, mageren Wallachen bespannt, der das Gras abfraß, das zu seinen Füßen wuchs. Neben der alten Kracke lag ein kleiner Knabe im Grase und schlief; Gajewsky saß, den Kopf in die Hand gestützt, auf einem Bund Heu, das den Wagensitz vorstellte, und sang ein geistliches Lied.

Als er den Oberst kommen sah, sprang der Alte von dem Heu, nahm seinen Hut ab und verbeugte sich tief vor seinem Patron. Dieser ergriff rasch des Alten Hand und rief:

„Aber zum Teufel, was fällt Dir ein? Du willst dich mit mir schlagen. Ich bin gekommen, wie Du gewünscht, weil ich Dich kenne: Du könntest meinen, ich fürchte mich vor Dir oder schätze Dich gering. Aber damit mag die Sache auf sich beruhen. Es tut mir leid, daß ich Dich beleidigt habe; ich war ärgerlich und bitte Dich um Verzeihung; bist Du aber nicht zufrieden damit, so begleite mich nach Hause, damit ich Dich in Gegenwart all der Fremden um Verzeihung bitte!“

„Ich bin durchaus nicht über den Herrn Obersten ungehalten,“ antwortete der Alte mit einer tiefen Verbeugung, „und es handelt sich hier, wie ich Ihnen bereits schriftlich zu sagen die Ehre hatte, auch nicht um meine unbedeutende Person, sondern um den Fleck, der

auf meiner Uniform ruht und den ich nicht darauf sitzen lassen kann. Nur mit Blut läßt er sich abwaschen und das muß ich von Ihnen haben, wenn es auch nur ein einziger Tropfen wäre!"

Mit diesen Worten ging er zum Wagen und zog einen alten, rostigen Säbel, der in einer Lederscheide stak und mit ein paar abgenützten Quasten geschmückt war, aus dem Heu hervor.

„Aber so nimm doch Vernunft an," rief der Oberst, „wie sollte ich es über mein Gewissen bringen, mich mit Dir zu schlagen? Du bist ein alter Mann, der Krieg hat übel mit Deinen Knochen gespielt. Ich dagegen bin noch ein ziemlich rüstiger Junge, der, wie Du weißt, eine Klinge zu handhaben versteht. Ich haue ja Deine Paraden und Dich selbst auf den ersten Hieb durch und durch."

„Wie Gott und die heilige Jungfrau will," antwortete der Alte untertänig, „mein Blut ist auch kein Wasser und so wollen wir denn in Gottes Namen ans Werk gehen!" Mit diesen Worten zog er das Schwert aus der Scheide, sah einen Augenblick auf die vielen Rostflecke und sagte: „Bist rostig, alter Freund; es ist lange, seit du und die Welt etwas mit einander zu bestellen hatten," nahm einen Wisch Heu, rieb die Klinge ein paar mal damit und sagte dann ruhig: „Sieh — nun ist es besser; die Leute sagen ja, Rost schade dem Blute!"

„Halt, keine Beleidigungen, wenn ich bitten darf!" rief der Oberst mit zornglühendem Gesichte, „vergessen Sie nur nicht, daß Ihr Blut über Ihr Haupt kommt. Zur Sache also!"

„In Gottes Namen!" antwortete der Alte, machte das Zeichen des Kreuzes mit der Klinge auf die Erde, setzte die Mütze, die er bislang in der Hand gehalten, fest auf den Kopf und erwartete, der Oberst werde den ersten Hieb tun.

Hitzig, ungeduldig, der Geschichte mit dem alten, halsstarrigen Manne ein Ende zu machen, ging der Oberst ihm hart zu Leibe; aber der Alte wußte wohl, daß er seine Jugend nicht vergessen und seine Klinge so gut zu schlagen wußte, daß der Oberst genug zu schaffen hatte, um sich seiner Haut zu wehren und bald den Krebsgang gehen mußte. Gajewsky folgte natürlich und hätte ihm mehr als einmal den Garaus machen können; aber es schien, als wollte er seinen Gegner schonen und nur schachmatt machen. „Halten Sie, Herr Oberst, da kommt eine Hecke — Sie könnten fallen und sich beschädigen!“

Der Oberst sah sich um und bemerkte wirklich eine niedere Hecke: „Lassen Sie uns umwenden und von neuem beginnen.“

Wie gesagt, so getan; der Kampf begann aufs neue und wurde hitziger.

Von der Erfahrung belehrt, war der Oberst nun vorsichtiger geworden; aber es half nichts. Es dauerte nicht lange, so hatte Gajewsky den Oberst bis zum Mühlbach hinabgetrieben. „Sie sollen nicht ertrinken; lassen Sie uns etwas zurückgehen.“

Dies geschah. Der Alte ging zum Wagen, nahm einen alten Reitermantel, breitete ihn auf dem Boden aus, verbeugte sich und sagte: „Ruhen Sie sich etwas aus, ich kann warten!“

„Nein!“ antwortete der Oberst schäumend vor Wut: „Wir müssen der Komödie ein Ende machen!“

„Wie Sie belieben!“ antwortete Gajewsky und die Klingen kreuzten sich wieder.

Beim dritten Ausfall flog der Degen aus der Hand des Obersten und der Alte rief: „Es ist genug, Herr Oberst; ich bin zufrieden!“

„Wie, was soll das bedeuten?“

„Ich habe, was ich wünsche!“ antwortete der Alte,

auf seines Gegners rechte Hand deutend, die wie mit einer Stecknadel geritzt schien und aus der Blut in ganz kleinen Tropfen träufelte. „Und nun verzeihen Sie Ihrem ganz untertänigen Diener einen Schritt, den er mit blutendem Herzen getan, den er aber seiner Ehre schuldig war!“ Mit diesen Worten umarmte Gajewsky die Knie des Obersten.

Dieser hob ihn auf, küßte ihn, nahm ihn mit sich nach Hause und ließ die Tapferkeit und das Ehrgefühl des alten Soldaten bei einem Becher feurigen Tokayer leben.

Es waren einmal zwei alte Soldaten

Von Edmund Höfer

Na also! — Es waren einmal zwei alte Soldaten, ein paar Blitzkerle und Haupthähne, sag ich euch, die dienten Sr. Majestät dem allergnädigsten König, seit unvordenklichen Jahren getreu und tapfer, wie ein christlich Kriegsvolk soll. Von ihren jetzigen Kameraden hatte sie keiner mehr als Rekruten gekannt. Selbst der Herr Oberst, der bei diesem Regiment vor vielen Jahren auch Kornet gewesen, hatte sie damals schon als gediente Leute dabei gefunden. Kurz, ihr Jubiläum mochten sie wohl bereits erlebt haben, bei den alten Burschen hatte jedoch niemand darnach gefragt. In der Stammrolle und Regimentsliste oder da so herum mußte freilich von ihrem Alter zu lesen stehen; aber mit solchen Listen ist es nicht so, als guck nur einmal hinein, — dazu muß man schon was Apartes sein, und ein gemeiner Soldat wird darin nicht nachgeschlagen.

Nu, das eine war aber gewiß, und dafür hatten die beiden ihre Grütze im eigenen Kopf: unter der alten Majestät mit dem spanischen Rohr und den Jelänger-jelieber-Rekruten hatten sie noch gedient; dann hatten sie sich unter ihrem jungen König — nun hieß er auch schon der alte Fritz! — das erstemal um Schlesien gekatzbalgt. Und dann das zweitemal: dabei hatten sie unter dem alten Dessauer ein Stück Arbeit geliefert, daß des großen Feldmarschalls Herz recht froh ward über seine braven Kerle. Sonst war er dazumal schon was grämlich. — Und im siebenjährigen Krieg — — na, das war der Hauptspaß ihres Lebens gewesen, und sie lernten unter dem Seydlitz Reiterstücke, die ihnen kein Engel und kein Teufel nachmachte.

Das war nun auch schon wieder so ein Dutzend Jahre her und noch ein paar dazu; sie hatten nun Frieden, und so recht scharf geritten ward wenig mehr. Seine Majestät war nun der alte Fritz, und Seine Exzellenz der General Seydlitz war leider Gotts sogar tot, und die beiden Soldaten waren teufelsmäßig alt geworden und hatten eine grausame Not, ihre Frisur in Ordnung zu halten. Warum? Darum, weil ihnen verzweifelt wenig Haare auf dem Kopf geblieben. Mit ihren Zöpfen aber war es nun erst recht eine betrübte Geschichte. Wo waren die armsdicken stolzen Stangen hingekommen, die ihnen sonst im Nacken baumelten und sie im Kriege vor manchem heimtückischen Husarenhieb bewahrten? — Jetzt hatte der eine nur so einen armseligen kleinen Wedel, wie der Schwanz einer anständigen Ratte, war weder viel länger noch dicker, — und dem andern hatte sich das arme Restlein gar vor Alter und Kummer ordentlich zusammengekrümmt und stand ihm vom Kopf mit einem nachdenklichen Ringel, gleich wie eine gewundene Trompete. Na, du liebster Herrgott, sagen ließ sich eigentlich nichts Übles davon, denn

die Zöpfe waren alt genug geworden, um ihre Haare endlich mit Ehren lassen zu können. Und darum sah man ihnen auch ihren jetzigen magern Zustand nach. Reglementsmäßig hätten dafür Dienstzöpfe eingebunden werden sollen.

So dienten die beiden Soldaten jahraus und -ein, immer zu. Bot man ihnen einmal den Abschied und etwa auch einen kleinen Ruheposten, so sagten sie: Ja was? Im Regiment sei ihr Posten und ihre Ruh, und den Abschied werde ihnen dereinst schon der allmächtige Generalfeldmarschall im blauen Himmel schreiben. — Redete man ihnen von ihrem Alter, das doch hoch sei, und von dem Körper, der nachgerade seine Jahre und Strapazen, Wind und Wetter fühlen müsse, — da lachten sie zuweilen, und Kasper — so hieß der eine — schlug dabei an seine Lende und drehte sich auf dem Absatz um; und der Christopher — so nannte sich der andere — machte dazu ein schiefes Maul unter seinem großen weißen Schnurrbart und ging seinem Kameraden nach.

Und Kasper und Christopher hießen sie allüberall, ihre anderen Namen waren längst darüber vergessen. Das tat auch gar nichts, denn wie sie jetzt gerufen wurden, das waren auch Namen, die ihre Meriten hatten und leicht zu behalten waren.

Sie dienten also nicht zu Fuß — das hätte ihnen auch wenig gepaßt — sondern als Kürassiere und natürlicherweise zu Pferd, und ritten im Zuge dicht nebeneinander. Ihre Pferde waren ganz und gar gleich; vor Zeiten, hieß es, wärens einmal Rotschimmel gewesen, allein das war nur so eine Rede, denn jetzt waren sie ganz weiß, wie die paar übrigen Haare auf den Köpfen ihrer Herren. Besonders um das Maul herum sahen sie über die Maßen alt aus, und an ihren Zähnen sah man weder Jahre noch sonst was, weil leider über-

haupt wenig mehr davon vorhanden. Doch mummelten sie ihr Futter noch ganz leidlich hinunter und zeigten sich nicht im geringsten abgefallen. Auch sonst waren es ein paar recht „delikate“ Pferde, wie ihre Reiter sagten, weit ab vom Ausrangieren und überhaupt keineswegs gewöhnlich. Mit ihren kleinen dürren Schwänzen wedelten sie zuweilen höchst besonders, und wenn die Küraſſiere zum Putzen oder Füttern oder sonst zu Besuch zu ihnen in den Raum kamen, scheuerten sie ihre Köpfe an den Schultern ihrer Herren, sahen dabei kreuzfidel aus und blinzelten einander bei Gelegenheit auch so pfiffig und klug an, wie ein paar Menschen, als wollten sie sagen: gelt Kamerad, das ist hier einmal gut! — Rückten sie aber gar zum Dienst aus, da waren die ehrwürdigen Rotschimmel so ernsthaft und emsig bei ihrer Pflicht, daß alle Schwadronpferde dran hätten ein Beispiel nehmen können. Das hat der Oberst oft genug gesagt, und er und der General, bei dessen Leibschwadron sie standen, liebten den Kasper und Christopher und auch ihre Pferde. Die hießen aber Peter und Grete. Denn so was muß man doch auch wissen.

Die beiden Küraſſiere waren stets beinander und hatten alles gemeinsam; sie wohnten zusammen in derselben Dachkammer und aßen mit ihren Wirtsleuten, die sie noch jung gekannt und die nun auch in hohen Jahren waren. Zur selben Stunde tranken sie ihren Schnaps im selben Laden, stopften ihre Pfeifen aus einem abgenützten Beutel, und wenn sie Peter und Grete putzten, klopften sie die Striegel gleichmäßig aus und pfiffen dazu die gleichen Reiterstückchen, die sie in ihrer Jugend gelernt hatten.

Wie sie nebeneinander ritten, so gingen sie und schliefen sie auch, der Kasper rechts, der Christopher links, und wie der eine auf der linken und andere auf der rechten Seite aussah, wußten sie ganz genau, aber

von den anderen Seiten hatten sie keine rechte Vorstellung, weil sie diese nie recht gesehen. — Selbst auf der Wache ließen sie sich nicht trennen; es war schon so hergebracht, daß sie dann den Doppelposten vor der Tür des Generals kriegten. Und wenn der Kaspar fidel war, lachte auch der Christopher über das ganze Gesicht; und wenn dieser brummte, zankte der andere. Nur miteinander zankten sie nicht, sie waren ein Herz und eine Seele. Sie hätten Castor und Pollux heißen können, aber man nannte sie doch lieber Kaspar und Christopher; und das war ja auch schier dasselbe.

Da kam eines Tags ein fremder Fürst durch die Stadt, der war auch ein alter Soldat und hatte seine rechte Freude an so tüchtigen Leuten, die allein noch die richtigen Soldaten seien, wie er meinte; das junge Volk sei aber Grobzeug und tauge den hellen Teufel nichts, hat er fortgemeint. Dem wurden auf des Generals Befehl die beiden Kürassiere als Ehrenposten vor die Tür gestellt; und da der Herr aus dem Wagen stieg, wurden sie ihm vom General vorgestellt, der denn auch die Zahl ihrer Dienstjahre nannte. Es mochte einem ordentlich graulich werden vor all den Jahren, — denn es konnten da ein paar ganze Menschenleben hinein. — Dem Fürsten, der so viel Lob und Ehre von ihnen hörte, lachte eine rechte Herzensfreude aus aus den Augen; leutselig sprach er mit ihnen und vernahm gnädig ihre bescheidenen Antworten. Und als er hinaufging zu seinen Zimmern, wandte er sich noch einmal um und meinte: „Könnt Euch den Dienst leichter machen, Kinder, und abwechseln. Ich brauche nur einen Posten, General.“ Der General nickte lachend seinem Adjutanten zu, und der hieß lachend den einen Posten nach der Wache zurückgehen; brauche nicht zu warten auf die Ablösung.

„Das ist ja eine ganz verfluchte Geschichte,“ sagte

Kaspar und schüttelte verdrießlich den Knopf. — „Ja", entgegnete Christopher, ebenso mürrisch, „das kann ich sagen, von dem Herrn hätte ich das nicht vermutet. Einen Posten vor der Tür! Ist das seine Dienststrenge?" — „So was schickt sich ganz und gar nicht für ihn," sprach Kaspar stets im selben Ton. „Solch ein Herr sollte das Reglement aus dem Fundament kennen". — „Es artet alles aus", war die Antwort. „Der Herr General hätts auch nicht leiden sollen. Du, wenn das der alten Hummel passiert wäre!" — „Ja — Donnerwetter!" versetzte Kaspar mit bekräftigender Neigung des Hauptes. „Der würd es ihm erklärt haben!" — „Na, gehst du oder geh ich?" fragte Christopher nach einer Pause. „Einer muß denn doch am Ende nach der Wache." — „Geh nur und bestells", erwiderte Kaspar. „In einer halben Stunde werd ich abgelöst, und heut Abend —". — „Das versteht sich von selbst", sagte Christopher ruhig, nahm seinen Karabiner unter den Arm, machte kehrt und ging im dienstmäßigen Schritt davon.

Was die beiden alten Soldaten selbstverständlich gefunden, wußten auch die Herren Offiziere im voraus. Noch als sie die Treppe hinaufstiegen, hatte der General auf die menschenfreundliche Rede des Fürsten gesagt: „Daraus wird nichts, Durchlaucht; die lassen sich nicht trennen. Heut Abend sind doch beide auf Posten." — Und als die Herren um elf Uhr vom Souper aufstanden und das Haus verließen, stand Christopher regungslos wie eine Bildsäule am Schilderhaus und machte die Honneurs, — und der Kaspar fuhr von der kleinen Bank in die Höhe, die dort am Hause war. Er war eben mitgegangen, wie sich das von selbst verstand. Es wär ja kurios gewesen, wenn Christopher allein hätte Posten stehen sollen. Was sollte der allein dort anfangen, und wie konnte der andere im Wachlokal

allein sein? — Unmöglich! — Die Herren riefen ihnen denn lachend gute Wache zu und gingen vorüber. Und dann ward es still. Christopher schilderte, wie es sich gehörte, stehend und gehend, je nach Gefallen; und Kasper saß auf seinem Bänklein, plauderte leise mit dem Kameraden, oder nickte auch wohl ein wenig.

Endlich stand er aber auf, schüttelte sich recht ordentlich, gähnte ein bischen und sagte dann gedämpft zu dem Kameraden: „Nun kenn ich die Durchlaucht droben wieder; 's war mir längst so, wußte aber nicht wie so und wo da. Aber jetzt hab ich sie.“ — „Na, woher solltest du sie kennen?“ fragte Christopher. „Ich müßte doch auch davon wissen.“ — „Je nun Kamerad, es war dazumal, als du am Bajonnettstich im Lazarett lagst. Da hatten wir inzwischen die Affaire, weißt du, wo ich mir auch die Wunde holte, die mich zu dir brachte. Es ist mein alleinzig Gefecht ohne dich. Da, ehe ich meinen Stich kriegte, trafen wir auf ein paar Schwadronen Feinde, die sich mit unsern Husaren herumbissen. Schlugen sich unsere Jungs doch wie die Teufel, aber der Feind war ihnen zu mächtig und es stand dicht am Unterliegen. Da fielen wir dazwischen wie ein Donnerkeil, und einen Offizier — 's war ein blutjunger Herr, aber brav, meiner Seel! — den holte ich für meinen Teil aus des Feindes Krallen, stieß dem Dragoner, der ihm eben die lange Wunde von der Schläfe herunterschnitt, die Plembe durch den Leib und machte ihn so frei. Da sagte er zu mir: „Küraſſier, ich bin der Fürst L., denke an den. Willst und brauchst du mal was, so komm zu mir und erinnere mich an den fünften August.“ Der wars. — „Davon hast du mir nie gesagt,“ bemerkte Christopher. — „Nicht? 's ist möglich! — Wozu auch?“ war die Antwort. — „Brauchen wirst du freilich nichts von ihm,“ sprach Christopher wieder. — „Nein“, sagte Kaspar gleich-

gültig, und sie gingen schweigend auf und ab in der Nacht.

Der kleine Platz vor dem Quartier des Fürsten war still und verlassen; der Schnee lag in blanker weißer Decke darüber und leuchtete im Mondschein, die alten Häuser umher mit ihren hohen Giebeln schauten ernsthaft darein, hier gleichfalls vom Mondlicht erhellt und dort drüben im tiefen Schatten. Denn das Gestirn stand noch nicht hoch und blickte dort nur hie und da durch eine Oeffnung der frei stehenden Giebel, so daß es höchlich besonders aussah, fast als hätten die alten dunklen Gebäude leuchtende Augen gekriegt und betrachteten sich aufmerksam ihre Umgebung. Zu sehen war freilich wenig, denn die Stadt schlief mit dunklen Fenstern, und nur zuweilen rollte ein Wagen knirschend und knarrend durch eine Nebenstraße, und ebenso knirschend eilte der Schritt eines verspäteten Nachtschwärmers vorüber.

Am Himmel funkelte es hell und bunt durcheinander, denn die Nacht war so kalt, daß sogar die Sterne vor Frost zitterten. Und indem schoß es plötzlich in langen Streifen feurig und rosig hinter den Giebeln hervor hinauf zum Zenith; dann schlug eine rote Flut den Strahlen nach, daß es grausig aussah, und auch wieder wunderbar schön; und die Flut umhüllte den Mond, daß er auf rotem Grunde schwamm, und sie umwogte glänzend die schlanke Kirchturmspitze, und zwischen den funkelnden Sterngirlanden zuckten und blitzten ihre zitternden Wellen, und weit umher schwamm alles im Widerschein des Nordlichts. Die beiden alten Soldaten waren zuerst aufgefahren, da sie pflichtmäßig an Brand und Not dachten. Dann aber merkten sie die Historie bald und sahen es sich ernsthaft an. Und Kasper sagte: „Das habe ich lange nicht gesehen.“— Und Christopher antwortete: „Das bedeutet Krieg und

Pestilenz." — „Meinetwegen", entgegnete Kasper unchristlicherweise.

Als sie hinaufsahen, waren sie ihrer zwei, und nun, da sie wieder herab- und sich umschauten, waren sie zu vier. Denn an der kleinen Barriere, die den Raum vor dem Hause begrenzte, lehnte eine Gestalt — wars ein Mensch oder ein Bündel Lumpen? Das Mondlicht fiel hell auf ihn, und sie sahen nun schon, daß er lebte. Aber wär er nackend gewesen — er hätte natürlicher ausgesehen als jetzt in dem Haufen von Flicken und Streifen und Lappen, die um ihn herum gewickelt waren. Und wär er vor Hunger schon gestorben, elender konnte er nicht aussehen als nunmehr. Die Augen so hohl und die Wangen so eingefallen — so tief, als sollt es mit beiden gleich direkt hinten aus dem Kopf hinausgehen, weil der Platz vorn ihnen nicht mehr gefiele. Und die Knochen warfen ordentlich kleine Schatten! Jesus Christus, wie sah das Wesen aus! Von guten Tagen hatte der wohl nicht einmal durch Hörensagen erfahren! — Und damit so ein Elend nicht allein sei, stand ein großer schäbiger Hund, den Schwanz zwischen die Beine geklemmt und den furchtbar magern scharfknochigen Rücken gekrümmt, an der Gosse, wo die Mägde das Spülicht ausschütten und stöberte dort umher, hungrig und hastig und mit scheuem, wilden Blick. Der hatte sein Leben lang auch mehr Tritte und Schläge als Knochen und Ruhe gehabt.

„Millionen Schock!" sagte Kasper, als er das gesehen, und Christopher setzte das notwendige „Donnerwetter!" hinzu und fragte dann barsch, was der Mensch dort zu suchen habe und herbeischleiche, unhörbar wie ein Dieb? Der Hund machte einen einzigen Satz von der Gosse, setzte sich neben seinen Herrn und zeigte mit dumpfem Knurren die spitzen weißen Zähne. Aber der Mensch regte sich nicht und sprach kein Wort; nur aus

seinen hohlen Augen kam ein Blick hervor und heftete sich wie brennend auf die zwei Kürassiere, die näher getreten waren. Sie ärgerten sich beide darüber, halb auch war ihnen ein wenig mitleidig zu Mut, und Christopher sprach endlich mit seiner finstersten Dienstmiene: „Hör, Bursch, das geht hier nicht so. Tus Maul auf oder troll Dich ganz schnell, oder ich stoße Dir mit dem Karabiner in die Rippen, daß es knackt".

Der Fremde, denn daß es ein Mann war, sah man an dem struppigen Bart und der alten formlosen Mütze, — schaute den Redenden eine Sekunde lang ernsthaft an, wandte den Blick dann zu dem andern und sagte mit heiserer Stimme: „Kennst Du mich auch nicht mehr, Kasper?" — „Der Teufel kennt Dich und nicht ich!" war die rauhe Antwort. „Und was mein Kamerad da nicht weiß, weiß auch ich nicht. Wir sind eins". — „Hat der Christopher einmal einen Bruder gehabt hier im selbigen Regiment mit Euch beiden?" fragte der Fremde wieder kaltblütig. — „Ja, ich habe einen Bruder gehabt hier im selbigen Regiment," erwiderte Christopher selbst, „Gott sei es geklagt." — „Und er ist tot", setzte Kasper finster hinzu. „Weißt Du was von ihm? Und wer bist Du?" — „Ich bin Christophers Bruder."

Sie fuhren beide zurück wie vor einem Gespenst, und der Ruf, den sie unwillkürlich ausstießen, war lauter als erlaubt. Aber sie faßten sich bald wieder, und näher tretend sprach Kasper rauh: „Lüge nicht, Kerl; Christophers Bruder ist tot. Das wissen wir." — „Er lebt, denn ich bins," entgegnete der Fremde hartnäckig. „Seht mich an. Kennt Ihr den Hieb noch von Kesselsdorf, den ich für Dich kriegte, Kasper?" — „Ja, ich seh ihn da an Dir", sagte Christopher finster. „Du bists; damals warst Du noch ein braver Kerl, und ich kann an die Zeit ohne Zorn denken." — Das Lachen des andern klang beinah ingrimmig, mit dem er

antwortete: „Ja siehst Du? Drum sagt ichs auch. Ich kenne ja meinen ehrlichen Bruder, ich nichtsnutziger Hund!“

„Woher kommst Du, Wilhelm?“ fragte Kasper endlich in die Pause hinein. — „Woher sollt ich kommen, wenn nicht, wo ich hause, im Wald?“ — „Du streichst noch immer umher, Wilhelm?“ fragte Kasper wieder. — „Was sollt ich sonst tun?“ erwiderte er trotzig. — „Und was willst Du hier, wo es Dir an den Kragen gehen kann, wenn sie Dich kriegen?“ — Er lachte bitter. „Ja siehst Du, Kasper, da draußen sind sie auch auf mich aus, darf mich nicht viel sehen lassen. — Und die da“ — und er deutete zum nächsten hohen Giebeldach hinauf, wo die Krähen in langer Reihe hockten, die der Winter zur Stadt und zur Wärme ihrer Essen getrieben, — „die da und ich, wir sind Kameraden und haben ein Tun. Wenns draußen nichts mehr zu brechen gibt, gehts mit uns nach drinnen.“ — „Und hast Dus hier besser?“ fragte Kasper ernst; wie man sieht, führte er die Unterhaltung, da er nicht im Dienst war. Der Christopher stand auch darum stumm dabei. — „Besser?“ wiederholte der Strolch. „Das kommt darauf an. Es fällt doch eher einmal etwas ab. Und nunmehr fiel es dem dummen Kinde ein, unpaß zu werden. Sonst wären wir schon wieder hinaus. So mußt ich aber bleiben und was zu beißen suchen. Und da biß ich denn zuletzt in die harte Nuß, Euch beide aufzusuchen, für mich nicht, aber für das Kind.“ —

Schon wie er das Kind zum erstenmal genannt, waren die beiden Soldaten zusammengefahren, Christopher war vor- und Kasper zurückgetreten; auch jetzt bei der Wiederholung zuckten sie wiederum, und Christopher sagte leise, aber seine Stimme klang drohend in ihrer Tiefe: „Was ist das für ein Kind?“ — „Nun, wessen denn, wenn nicht meins?“ — „Das von damals?“

fragte Christopher, „aber das müßt an die dreißig Jahre zählen.“ — „Der Junge ist tot,“ gab er zur Antwort. „Der hatte den Einfall, vorn Jahrer sieben, nach Ostindien zu gehen. Da, hat mir ein Kamerad von ihm gesagt, der desertierte, — da ist er totgestochen worden. — Nein, dies ist ein Mädchen, und sie ist erst geboren, als ich aus dem Nest wieder heraus war.“

Es war eine lange Pause; endlich fragte Kasper eintönig: „Und wo ist die Eva geblieben?“ — Der andere lachte — man konnte es roh nennen, da es zu solchen Worten war: „Ja, Kamerad, die hat schon vor manchen Jahren alle Viere von sich gestreckt. Das war doch mein bester Witz, als ich das Mädel Dir abspenstig machte, gelt Kasper; was wolltest Du alter vierzigjähriger Kerl auch mit dem jungen Dinge? — Die paßte besser zu mir.“ —

„Schuft“, brach Christopher aus, allein der andere legte ihm die Hand auf die Schulter. „Laßt es gut sein, Kamerad“, sprach er finster. „Das ist nun lange vorbei. Laßt den schlechten Patron sich an seiner Schande gaudieren, weiter brachts ihm ja nichts. — Und das Kind von ihr ist hier und ist krank ...?“ fuhr er dann fort. — „Ja“, sagte der Bettler wieder trotzig. „Und um derentwillen komm ich zu Euch, für mich beim Teufel nicht. Sie heißt auch Eva und ist ein zartes Ding und jetzt an die achtzehn Jahr und verkommt mir. Ihr habt ja Groschen, so helft, Ihr weichherzigen Zarttuer. Könnt sie auch selbst kriegen, wenn Ihr wollt. Mich können sie einstecken, habs Gejagtwerden dick satt.“

Die beiden alten Leute sahen bald einander, bald den Fremden verzweiflungsvoll an, denn es war ein schlechter Mensch, ein Vagabund und ein Lügner, da mocht ja an alledem kein wahres Wort sein, und für den alten Herumtreiber selbst führten sie weder Herzen, noch Groschen bei sich. Und als ob der Wilhelm ihre

Gedanken merke, stand er da vor ihnen mit höhnischem Lächeln in dem verwüsteten Gesicht, sonst aber ganz still, und er hatte die Hand auf den Kopf seines Hundes gelegt. Das Tier saß auch regungslos, wenn es nicht hie und da einmal vor der Kälte zusammenschauerte. Die Kürassiere standen gleichfalls unbeweglich, und doch wogte und wallte es sicher in diesen vier Wesen. Das konnte man zumeist am Karabiner des Christopher sehen, denn der blieb nicht stetig unter dem Arm, sondern schwankte vor der innern Bewegung des Mannes bald so und bald so, daß der Mondstrahl nun matt an dem Laufe vorbeifiel, und nun sich jäh und hell darin spiegelte; und jedesmal, wenn es so scharf aus dem blanken Eisen herausflammte, knurrte der Hund dumpf und zornig.

„Na, prost Mahlzeit!“ murmelte Kasper endlich, „das ist mir 'ne saubere Geschichte, Christopher. Aber wer sagt uns —.“ — „Daß der alte Lump nicht lügt?“ unterbrach ihn höhnisch der Bettler. „Freilich, freilich, weiser Kasper, alter Kamerad, hast recht! Aber ich will Dir was sagen, Kamerad —.“ — „Ich sage Dir, Lump, der Teufel ist Dein Kamerad, aber nicht ich!“ schob Kasper barsch dazwischen. — „Na gut, nur sachte, sachte!“ meinte der andere. „Als daß ich für mich bei Euch bettelte, Ihr hochnasigen Narren, — seht, lieber biß ich mir meine zehn Finger stückweis ab zur Nachtkost. Nein, es ist fürs Kind. Und Ihr könnt ja mitkommen und sie sehen, sie ist kein Spuk und nicht unsichtbar.“ — „Das wäre denn vielleicht das beste,“ sagte Kasper wieder und sah dabei den Christopher fragend an. „Was meinst Du, Kamerad?“ — „Ja, tus und geh,“ entgegnete der Gefragte finster. „Bist ja nicht auf Posten und hast Zeit; mich reißts auch gerade nicht zu dem Lumpen und seiner Bagage hin. Bei Dir ists was anders.“

Der Kasper hatte ihn ausreden lassen, sah ihn aber

währenddem mit einem beinah vorwurfsvollen Blick an. Und nun, da jener schwieg, schüttelte er den Kopf und bemerkte: „Das verzeih Dir Gott, Christopher, daß Du glaubst, ich könne vom Posten laufen und Dich hier allein lassen. Es geht kurios in der Welt zu. Schwör da einmal einer auf seine Freunde! — Und wo liegt das Kind?“ wandte er sich abbrechend an den Bettler. „Es wird Zeit, daß wir fertig werden, dürfen ja nicht schwatzen auf Posten.“ — „An wem liegts“ fragte der Vagabund trotzig, „an mir oder an Euch? Meint Ihr, daß ich da zum Vergnügen stehe und friere? Und wos Kind liegt? Beim Löffelschneider — wißt Ihr das?“ — Christopher wandte sich ab und schritt festen Schritts seinen Weg, Kasper pfiff leise einen langen Ton — und krauste die Nase. „Na, 's ist gut,“ sagte er dann. „Werdens uns merken. Und hier hast Du was,“ setzte er leise hinzu und reichte dem andern ein Geldstück hin, das er Gott weiß wo inzwischen hervorgelangt. — Der Bettler aber trat zurück und sprach finster: „Nicht fürn Tod! Behalts und gibs dem Kinde. Ich nehms für genossen. — Komm, Braun! — Bis Mittag bleib ich da, dann geh ich aber mit ihr ab, mags biegen oder brechen. Merkts!“ Und er wandte sich ab, und von dem Hunde gefolgt, schlich er längs der Häuser dahin wie ein Schatten und verschwand in einer Nebenstraße.

„Hm!“ machte der Kasper, der ihm nachgesehen, und schüttelte heftig den Kopf, so daß der Hut ihm ordentlich lose drauf ward und er ihn wieder festdrücken mußte. — Und der Christopher nickte und sagte im Auf- und Niedergehen: „Tja, das ist nun so!“ — Das Nordlicht droben war fort, der Mond stand hoch über den Giebeln mitten am Himmel, und es war still in der Höh und still auf der Erde; da war nichts Wachendes als die beiden alten Soldaten und ihre tiefen, tiefen Gedanken.

Es ist nun mal nicht anders in der Welt, es erlebt

eben jeder sein Teil. Ein jeder meint einmal, er säße so recht im Paradiesgarten, wie weiland Vater Adam, und über jeden kommt dann auch einmal die Not, sei es von einer Schlange oder einem Weibe oder einem andern Menschenkinde, und er muß hinaus mit Sack und Pack und muß draußen fortleben, wies eben geht. Das ist gemeinhin eine böse Zeit, wie sie der Adam auch nicht schlimmer erlebt hat. Aber es geht alles vorbei.

Ja, der Kasper und Christopher, wenn sie einmal zurückdachten, schüttelten ihre Köpfe, daß die Zöpfe im Nacken einen Wirbel schlugen wie die Schlegel in der Hand ihres Regimentspaukers, wenn er den Kesselsdorfer Marsch schlug. Es war das eine selsame, gute, liebe und dann so schwere, schwere Zeit gewesen! Das kam freilich bloß, weil der Kasper noch in seinen schon gesetzten Jahren Einfälle kriegte, wie ein altes Haus, und Gefühle, von denen in „Sr. Majestät Generalinstruktion für Ihre Kavallerie“ kein Wort zu lesen stand, Gefühle, die sich nur für vornehme Leute schicken und nicht für so einen närrischen Finken von Kürassier. Und er wußte dazumal sogar von seinem Herzen zu reden, wenn ers auch keinen weiter hören ließ als seine beiden liebsten Kameraden, den Christopher und den Wilhelm, und — die Eva. Hätts ein andrer gehört, ein Offizier, oder sein Oberst oder gar der alte Fritz selber, die würden ihm bald gesagt haben: „Kerl, zum Donnerwetter, was fällt Ihm ein? Sein Herz ist an die Standarte genagelt und gehört Seinem König. Wie kann Er sich unterstehen, es an ein Weibsbild zu hängen?“ — Aber es hörte eben keiner von denen.

Es war dabei nichts herausgenommen als Elend und Narrheit, wie es auch nicht anders sein kann, wo so etwas Unreglementmäßiges passiert. Der Kasper hatte sich das hinterdrein oft genug selbst gesagt und sich einen schafsmäßigen Narren gescholten, und sich ganz blaß ge-

ärgert über sich selbst. Und am meisten ärgerte er sich darüber, daß er jedesmal, wenn er an die Zeit dachte und an die Eva, wieder etwas von seinem Herzen spürte, jedesmal, trotz alles Scheltens und Fluchens. Es war eine nichtswürdige Geschichte, und man konnte darüber ganz wild werden. Es war wirklich, als habe der leibhaftige Schwarze sein Spiel mit ihm. Er mochte sich so fest vorgenommen haben, wie er wollte — nun sollte das alte dumme Zeug auch für immer vergessen sein, das half nicht — paff, war es wieder da, und er mußte sich wieder ärgern.

Heut nun gar, wo der Wilhelm wieder zu Platze gekommen und von *ihrem* Tode redete, — und von ihrem Kinde sagte, das auch Eva hieß! Heut nun gar, wo der Christopher vorhin das dumme Zeug geredet, daß Kasper nicht auf Posten sei und ja nur gehen könne. — Donnerwetter! Und das Kind war elend, krank, hungrig — sah es auch so aus wie der Strolch von Vater? — Brr! — Und beim Löffelschneidernaz. — Und nun endlich gar an dieser Stelle! Der Kasper schüttelte sich in seinem weiten Mantel auf der kleinen Bank am Hause, daß sein Palasch klirrte, — und dann sah er wieder starren Blicks über den weißen Platz hinüber. Der verdammte Mond schickte einen Strahl so schabernackisch auf seine zitternden grauen Wimpern, daß ihm die Augen von dem Geflimmer tränen wurden und er heftig nießen mußte. Aber hinübersehen tat er dann doch wieder.

Da stand das alte Haus noch. Der Baum vor der Tür hatte dazumal grüne Blätter gehabt, frische grüne Blätter — und jetzt war er gewaltig kahl, aber es war noch immer derselbe alte Baum. Der breite Auftritt vor der Tür des Hauses, zu dem drei stattliche Stufen hinaufführten und der oben zu beiden Seiten mit einer Steinbank eingefaßt war — Kasper wußte es, es war

noch genau derselbe, und auf seiner breiten Granitplatte waren noch heut all die alten Schnörkeleien und Circumflexe und die Jahreszahl A. D. 1461 zu finden, die drin eingehauen waren und die er so manch himmelliebes mal betrachtet, wenn er da gesessen und auf die Eva gewartet hatte. Lieber Gott, er hatte damals nie gefühlt, daß die Bank von hartem Stein und kalt und recht ungesund zum Sitzen sei. Er war ein so gesunder und fideler Kürassier, ein Kerl wie Eisen! Gesund war er noch, aber fidel nicht mehr besonders, und auf eine Steinbank hätte er sich nun doch nicht leicht gesetzt. Wozu auch? Für die Eva konnt ers schon; aber die Eva war lange auf und davon.

Da in dem alten Hause hatte die junge Magd gedient; an dem alten Brunnen daneben hatte sies Wasser geholt, und da hatte er sie kennen gelernt. Da in der großen Türwölbung hatte sie einmal abends gelehnt und gestrickt, — es war ein fleißig Geschöpf und reinlich und hielt was auf sich! — als er vorbeigekommen und zum zweitenmal mit ihr geredet. Und auf den Steinbänken, na, das hatte er schon gedacht, aber er dachte es jetzt so in der Reihe noch einmal. Da hatte er ihr auch den Christopher mitgebracht, seinen allerbesten Kameraden, der doch von seines Kameraden Schatz wissen mußte, — und einmal auch den Kiekindiewelt, den Jungen, Christophers Bruder, den die beiden Kürassiere zu sich genommen hatten und zu einem braven Soldaten machten. Sie hatte sie auch natürlich freundlich aufgenommen, seine kleine Eva, denn es war ein Kind wie ein einzig Herz, so gut und treu und fromm, — und sauber war sie — ! — So gabs jetzt keine mehr.

Sie hatten es sich alles schon ausgerechnet. Eva hatte sich etwas erspart bei den Hochzeiten im Hause ihrer Herrschaft und den vielen Gesellschaften der reichen Leute; Kasper hatte ein paar Sechslinge geerbt von

seinen Eltern und sie fest zusammengehalten. Er hatte nun schon neunzehn Jahre gedient, in einem Jahr konnt er frei kommen. Und sein Oberst hatte ein Gut dicht bei der Stadt, wo er ein paar verläßliche Leute brauchte, von denen der eine auch verheiratet sein konnte. Das paßte auf den Kasper und die Eva und den Cristopher, wie die Faust aufs Auge; der Wilhelm konnte weiter dienen; Christopher machte sich nichts aus dem Frauenzimmer. So wars ganz und gar, wie sies wünschen konnten, und der Oberst hatte es dem Kasper fest versprochen.

Da war damals die blitzdumme Geschichte gekommen, als die Bauern, die Malefizhunde, dort drüben rappelköpfisch geworden, die Steuern verweigert, die Gutsherrn und Amtleute verjagt und ein paar Einnehmer erschlagen hatten, — oder hatten sie sie aufgehängt? — der Kasper wußte das nicht mehr genau. Aber das wußte er, daß Militär dahingeschickt worden, Musketiere vom Regiment von Bork, uud von den Kürassieren die Kompagnie, bei der Kasper und Christopher standen. Weshalb es gerade diese war — das wußte der Kasper nicht, ging ihn auch nichts an. Und die beiden Kameraden ritten dann auch ganz gehorsam aus dem Tor und bedauerten nur das Scheiden von der Eva und dem Wilhelm. Denn der letztere stand wohl bei derselbigen Schwadron, aber bei der anderen Kompagnie. Nun, sie mußten ja bald wiederkommen. . . .

Sie kamen aber nicht bald wieder. Das währte den ganzen Sommer fort drüben in den Dörfern; die Rebellen waren freilich bald zur Ruh, aber die Kürassiere mußten noch auf Exekution bleiben und den schlechten Kerlen den Uebermut austreiben und die Speckseiten verzehren. Es half auch! Als die Kompagnie wieder in ihre Garnison einrückte, war der Oberst bei der ersten Musterung gar nicht zufrieden, weder mit den Pferden,

noch mit den Burschen. Sie waren ihm alle zu fett geworden und einige gar etwas kurzatmig. Na, er nahm sie drauf vor wie der helle Teufel und ließ sie reiten; das Garnison- und Komißleben tat auch was dazu, und so waren sie bald wieder nichts als Fleisch und Muskeln, und wählig wie die Regenwürmer in der Sommernacht.

Bei dem Kasper und dem Christopher wäre das Reiten freilich nicht nötig gewesen, die fielen so schon vom Fleisch, wie es nicht anders ist, wenn alles im Leibe gallenbitter, das Herz und die Gedanken. Es waren böse, böse Historien passiert, und wenn der alte Soldat da auf der Bank daran dachte, runzelte er noch jetzt die Stirn und ballte die Faust. Die Eva und der Wilhelm hatten sich zusammengefunden, und da war geschehen, was denn auch sonst zu passieren pflegt und den Hausfrauen nicht angenehm ist bei einer guten Magd; sie muß dann aus dem Dienst. Und wenns dem Kasper auch beinah das Herz abstieß, daß es gerade diese Eva war und daß sie an ihm treulos geworden — lieber Gott, es half nun mal nicht, und sie war also auch ein leichtsinnig Ding und nicht die erste, die es so gemacht. Das war das Schlimmste nicht. Aber das feige Herumziehen, das Stocken und Schweigen, das Verbergen und das Kranksein, das Nichtzeithaben und das Vergessen der Stunde, wo man dem Schatz begegnen soll — das alles, bis es denn Knall und Fall zu Platz und ihm über den Hals kam mit Jammern, Lamentieren und allerlei Redensarten — die vier Wochen vergaß er ihr in seinem Leben nicht. Hätte sie ihm offen zur Retraite geblasen, er hätte Erbarmen haben können, aber, wie sies gemacht, wollt es nun damit noch Jahre lang nicht gehen in seinem Herzen! —

Und wie kams zu Platz? — Das war an dem Abend, als er ihr die Nachricht brachte, daß man eben den Wilhelm, den Bruder seines besten Freundes, als

Dieb und Betrüger eingebracht und sogleich erfahren, wie lange und wie viel er gestohlen und betrogen. „Und er ist dennoch blank und bloß und arm, wie eine Kirchenmaus," hatte der Kasper dazu gesagt. „Wo ist er geblieben damit? Hat ers verspielt oder an eine schlechte Dirne gehängt? Wenn wir das wüßten, der Christopher und ich — wir müßten sie am lichten Galgen sehen, die uns den Jungen zum Hundsfott gemacht! — Die Eva war dabei so bleich wie eine weißgetünchte Wand, und so starr. — Und in dem Augenblick war der Profoß mit dem Gefangenen vom ersten Verhör gekommen und führte ihn an dem Hause vorbei den nächsten Weg zum Stockhause. Die Ketten rasselten wie eine andere Art Glockenspiel zu seinem Marsch. Und wie er da zu den beiden vor der Türe hinaufschaute und wild dabei lächelte — da hatte die Eva aufgeschrieen, daß es drüben von den anderen Häusern widerschallte — und sie hatte die Hände vors Gesicht gedrückt und geschluchzt: „Schlag mich tot, Kasper, schlag mich tot! Ich bins, die er liebt, und an mich hat ers gehängt und an sein Kind! Und ich hab ihm geglaubt, daß das von seinem Väterlichen komme, denn ich habe ihn lieb, Kasper, und Dich hab ich verraten."

Da war es dem Kürassier grün und gelb vor den Augen geworden, er hatte sich auf dem Absatz umgedreht, ließ sie liegen, wo sie lag — denn sie war hingesunken — und ging, daß die Sporen klirrten, davon zu seinem Kameraden. Der war über seinen schuftigen Bruder sehr betrübt und fuchswild, und als er auch dies mit der Eva noch erfuhr, da hatte der Kasper Mühe genug mit ihm, daß er sich nur kein Leides antat, so außer sich war der treue Kamerad über solche Herzensschlechtigkeit. — Darauf war die Eva verschwunden, und der Wilhelm zu langjähriger Kettenstrafe verurteilt, und nur einmal vor langen Jahren hatten die Kürassiere noch von den

beiden gehört — die eine laufe mit der Zither umher, und der andere sei aus der Festung entsprungen, habe sich mit einer Bande Deserteurs und sonstiger wilder Gesellen auf die Landstraße gelegt und sei bei einem Scharmützel mit regulären Truppen erschossen worden. — Der Kasper war still gewesen, aber der Christopher hatte gesagt: „Tja, das ist nun so!“ — Das war überhaupt sein Leibwort.

Und nun? — Es war denn anders gekommen. Der Wilhelm lebte, die Eva war tot, und eine Tochter von ihr hungerte und lag elend. — „Tja, das ist nun so!“ hatte Christopher gesagt. Und so saßen und schilderten sie vor der Türe des Fürsten.

Die Wache ging zu Ende, es schlug ein Uhr vom Elisabethturm, gleich hinter drein kam die Ablösung, und die beiden Alten machten sich schweigend davon, ohne dem neuen Posten was zu sagen als: „Nichts Neues.“ Für den war nichts passiert. — Auf der Wache sagte ihnen der Unteroffizier, ihre nächste Wache komme erst um acht Uhr, am hellen Tage, der Adjutant habe es so befohlen. — Und das konnte ihnen recht sein, sie waren an den Dienst gewöhnt, wie er immer ging. Drum legten sie sich auf die Pritsche nebeneinander, Kasper rechts, Christopher links, sprachen noch einsilbig einige Wörter miteinander, die sonst kein Mensch verstand als sie selbst. Und dann drehten sie einander den Rücken zu und schnarchten friedlich.

Als der Christopher am Morgen aufwachte — sie hatten den Schlaf des alten Soldaten respektiert, und es gab solchen Respekt schon damals hin und wieder — da sagt er gähnend und sich streckend: „Guten Morgen, Kasper.“ — Aber zu seiner Verwunderung kriegte er keine Antwort, und es schien ihm auch am Rücken so kalt, als ob dort niemand, geschweige denn sein bester Freund, gelegen hätte; und wie er sich dann mit dem

Kopf herumdrehte, lag da auch keine Menschenseele. „Na?“ sagte er verwundert und setzte sich aufrecht und betrachtete den Platz, nachdem er sich die Augen gehörig ausgerieben, genauer, — aber da war weit und breit kein Kasper zu sehen. — „Donnerwetter!“ sprach er da und stand im Nu auf seinen zwei Beinen. Und die Küraſſiere umher in der Wache lachten, daß sie sich die Seiten hielten, und der Unteroffizier sogar strich grinsend seinen Bart und meinte, das sei richtig, wie sies vermutet, und ein rechter Spaß.

Allein der Christopher hielt es keineswegs dafür, sondern wirbelte seinen Bart mit beiden Händen bis an die Schläfen in die Höh und machte ein paar feindlich böse Augen, trat hart mit dem schweren Stiefel nieder, daß es ringsum zitterte, und donnerte: „Haltets Maul, Ihr Gapper, mit Eurem Lachen! Was gibts? Wo ist mein Kamerad, der Kasper?“ — Da berichtete der Unteroffizier ganz gefügig — die beiden alten Leute waren im Regiment so eine Art von lebendiger Standarte und sehr im Ansehen — so um fünf Uhr sei der Kasper mit den Worten zu ihm gekommen: er habe einen Gang zu machen vor der Mittagsstunde, der sich nicht aufschieben lasse. Und da sie vor zehn oder gar zwölf Uhr nicht abgelöst würden, könne ers dann nicht mehr. So solle ihm der Unteroffizier jetzt einen Urlaub und Dispens geben; vor halber acht sei er wieder da. Das sei ihm, dem Altgedienten, wie gewöhnlich erlaubt, und so sei er gegangen. Jetzt seis bald sieben, da müsse er denn schon wiederkommen. —

Der Christopher hatte das alles mit bedenklichem Gesichterschneiden, aber sonst schweigend angehört. Nun aber, da der Unteroffizier fertig war, setzte er sich recht hart auf die Pritsche, schob seinen Hut verquer, schlug mit der flachen Hand auf den alten Deckel, daß es knallte, und sagte mit wütendem Kopfschütteln: „Na, so was ist

mir doch in meinem ganzen Leben nicht vorgekommen! — Soll ein Donnerwetter dreinschlagen, Kasper, das werde ich Dir gedenken! — Tja, das ist denn nun so!" — Damit stand er auf, bürstete sein Collet und putzte seine Stiefel und sah nach dem Lederzeug, wies sich schickte, und kehrte sich, wie man zu sagen pflegt, an den hellen Teufel nicht. Und zwischendurch stieß er nur hie und da einmal ganz wütend ein: „So — o?" oder: „Na, es ist gut!" — oder: „O—o—o, ja—a!" heraus.

Sieben war die Uhr nun schon vorbei, ohne daß der Kasper wiedergekommen. Allein sie ward auch ein Viertel auf acht, — und Christopher war fertig mit allem und saß wartend vor seiner Mehlsuppe — allein essen mocht er nicht. Und dazwischen stand er auch einmal auf und sah aus dem Fenster. Und da die Scheiben recht trüb waren und auch ein wenig gefroren und da er den Flügel nicht öffnen durfte — er war verklebt, — so ging er schweren Schritts vor die Tür und durch die Gewehrstützen bis an die nahe Ecke und sah die noch dämmrige Straße hinauf. Da mußte Kasper herkommen. Aber es kam weder Mensch noch Tier, so einsam wars noch. Nur der rothaarige Bäckerjunge stand an seines Meisters Tür und glotzte zum Christopher herüber. Und das ärgerte ihn grimmig. Was hatte die Kreatur zu glotzen? Er hatte den Bengel im Leben nicht ausstehen können; aber jetzt hätte er ihm am liebsten die schmierige Jacke ausgeklopft, er konnte solch verdammtes Glotzen nun einmal für den Tod nicht leiden.

Die Uhr schlug halb acht. Der Alte kehrte sich wieder zur Wache um. — Er wird noch mal in den Stall gegangen sein und nach den armen Biestern sehen, — dachte Christopher. — Wissens ja, auf den Rollspitz kann man sich wenig verlassen — und der Unteroffizier — und der Herr Leutnant — na! Die fragen den Teufel nach meiner armen Grete, und nach dem Peter wirds

auch nicht mehr sein!" — Er kehrte wieder um und sah noch einmal um die Ecke; aber es war umsonst, Kasper kam nicht. — Und so ging der alte Soldat aufgeregt und unruhig in die Wachstube zurück, trat vor den Unteroffizier und sagte heftig: „Unteroffizier, wo bleibt der Kasper?"

„Ein Donnerwetter, weiß ichs?" brummte der Gefragte grob. „Meint Er, daß es mich nicht selbst schon falsch genug macht? — Das hat man davon, wenn man einem von Euch Himmel-Stern-Sakkermentern was nachsieht. Nichts als Ungelegenheiten! Wenn er nun um acht Uhr nicht hier ist, sitze ich in der Patsche, und weiß nicht mal, wo ich den alten Herumtreiber suchen lassen soll. Wenn er nun auf und davon ist? Herr, Heiland."—

Der Christopher lachte so furchtbar, daß der Unteroffizier wohl schweigen mußte. — „Na, Unteroffizier", sprach endlich der alte Soldat, „Hat Er schon einen zu viel getrunken, oder was ist, daß Er so was ausheckt? Weglaufen — der Kasper? — Ohne mich? — Na, ich sag! — Ne, sieht Er", fuhr er dann wieder ernst fort, „damit ists nichts. Es muß was passiert sein, sonst wär er wieder hier. — Hat er seinen Pallasch bei sich gehabt?" — „Ja. — Wieso aber?" — „Laß Er das gut sein, Unteroffizier. — Dann ist alles recht, und ich sorge nicht. Wenn er seine Waffe hat, steht er einem Dutzend von dem Gesindel." — „Versteh das alles nicht", sprach der Unteroffizier mürrisch. „Aber das will ich Ihm sagen, Christopher — ich will um Euch Schwerenöter nicht in die Suppe kommen. Und wenn sein Kamerad um acht Uhr — es sind noch zehn Minuten — nicht hier ist, so zieht Er mit dem Sackmann auf, und der Deserteur wird angezeigt. Zum Donnerwetter, ich will Euch kuranzen!" „Aber Unteroffizier!" sagte Christopher ganz verblüfft. — „Maul gehalten!" brach der andere grimmig aus. „Kehrt — marsch! — Weiß Er

noch nicht, was Subordination ist, Er alter Nichtsnutz? — Aber ich will Euch!“ —

Dem Christopher war das Herz schwer, als ob es brechen müsse, und als die Uhr acht schlug und der Posten herausrief, als die Ablösungen sich rangierten und er mit dem Sackmann richtig davon mußte, da ward ihm der kurze Weg so sauer, wie kein Pfad in seinem ganzen Leben, und zum erstenmal in diesem ganzen Leben spürte ers, daß in seinen Beinen über siebzigjährige Knochen steckten. — Bei dem Quartier des Fürsten war nichts Neues. — Nur meinte der abgelöste Posten — während der Nacht stand nur einer, aber am Tage wollte der General trotz des fürstlichen Willens doch wieder zwei haben, und er war also doch besser, als die beiden alten Kürassiere am Tage vorher geargwöhnt — also der Posten meinte: mit der Durchlaucht müsse es nicht richtig sein, es sei ein Doktor gerufen und ein Lakai in die Apotheke geschickt.

Wie war das alles dem Christopher so unendlich gleichgültig! Was gingen ihn alle Durchlauchten und Exzellenzen der Welt an? Wenn er vor ihnen präsentiert und seine Honneurs gemacht hatte, war er mit ihnen fertig. Und wäre jetzt der Kasper nur da gewesen, und hätte er gewußt, daß Peter und Grete zufrieden an ihrer Krippe ständen, so hätte er wirklich keinen Wunsch weiter gewußt. — Aber der Kasper, der Sakkermenter, der schlechte Kerl von Kasper! Wo war er? — So lange sie dienten, war so was noch nicht vorgekommen. — War ihm ein Malheur passiert? — Hatte er den Wilhelm — seinen Bruder nannte ihn Christopher selbst nicht mehr in Gedanken — hatte er den Strolch und das Kind gefunden in der verrufenen Kneipe? — Und was war dann geworden? Wo war er, daß er den Dienst versäumte, Strafe riskierte und vor allem den Christopher im Stich ließ? — Und die Zeit ging so unmenschlich langsam! —

Da kam dort drüben der General daher mit seinem Adjutanten, es war ein humaner alter Herr und auch ein rechter Nachfolger Sr. Exzellenz des Generals von Seydlitz, und Kasper und Christopher kannten ihn schon lange Zeit, noch vom Felde her, aus mancher schweren Stunde, aus mancher heißen, fröhlichen Schlacht, wenn sie mal Ordonnanz gehabt bei ihrem damaligen großen Chef. Und er kannte, wie ihr schon gestern Nachmittag erfahren, die beiden alten Knaben auch sehr wohl. — Als er den nun sah, ging dem Christopher das Herz auf und er faßte wieder Mut.

„Schmucke Leut, meine Küraſſier!“ sagte der General mit einem wohlgefälligen Blick auf die salutierenden Posten im Herantreten zum Adjutanten. „Liebe diese alten Burschen aus der Kriegszeit, lieber Ribnitz; es ist damit ein ganz ander Wesen. Brauchen nicht die Hälfte Zeit und sind noch einmal so proper. — Guten Morgen, Kinder — Sr. Durchlaucht — aber Donnerwetter, Christopher,“ unterbrach er sich, „wo ist denn der Kasper?“ — Der Küraſſier zuckte ein wenig zusammen, aber sprechen tat er noch nicht, — wartete erst die Erlaubnis ab. Und die kam. „Was hast Du zu melden?“ fragte der Herr, der des Mannes Unruhe erkannte.

Da trat er im festen, klirrenden, dienstmäßigen Schritt von seinem Posten drei Schritt heran, — der Schnee war vor dem Hause weggekehrt — machte Halt, salutierte und sprach mit tiefer, aber ein wenig zitternder Stimme: „Herr General, ich habe zu melden — der Kasper ist fort.“ Und der alte Gesell konnt die Augen nicht grade halten, wie es sich schickte, er schlug sie nieder und beguckte seine Stulphandschuh und den blauen Aufschlag des Kollets, der drunter hervorschaute, als sei da etwas sonderliches zu sehen. War aber alles, wie es der König seinen braven Soldaten gibt, proper und ohne Flecke.

Der General sah den Adjutanten an und dieser ihn, und dann sahen sie beide auf den Posten da vor ihnen und schüttelten ihre Köpfe. Und endlich sprach der Kommandant ärgerlich: „Der Kasper ist fort? — Was heißt das? — Sprech Er deutsch mit seinem General, das will ich Ihm raten.“ — „Herr General, er ist fort“, versetzte Christopher gar ruhig, denn daß der General ihm bei solcher Meldung mißtraute, konnte er ihm nicht verdenken, war sie ihm doch selbst beinah unglaublich, obgleich er sie machte. „Herr General, er ist fort. Hat sich heut Morgen um fünf Uhr Urlaub von der Wache auf zwei Stunden erbeten und ist nicht wiedergekommen.“ — „Weißt Du, wohin er ging?“ fragte der Herr. — „Herr General, ja, — zum Löffelschneider wird er sein —.“ — „Zum Löffelschneider?“ rief der Adjutant dazwischen, „da haben sich ja sonst die Deserteurs versteckt!“ — Der General runzelte die Stirn. „Das ist ja eine ganz verfluchte Geschichte. Da muß gleich Anstalt gemacht werden. Wenn der noch davonläuft —“

Er vollendete nicht, denn so ärgerlich er war, mußte er plötzlich lachen über das Gesicht Christophers, der mit großen Augen und offenem Munde tief erstaunt die Herren ansah. „Ist er nicht desertiert?“ fragte der Kommandant also nach einer kleinen Pause. — Und da schüttelte Christopher höchst undienstmäßig seinen Kopf. „Herr General, ich bin ja hier!“ sagte die treue alte Seele dazu. — Der Adjutant lachte, der General aber nickte freundlich und meinte: „Das ist richtig, Christopher, mein Sohn. — Weshalb ist er denn aber fort, Mann?“ — „Herr General, das weiß ich schon, aber es ist eine lange Geschichte,“ versetzte der Kürassier traurig. — „Wenn Du abgelöst wirst, komm zu mir und melde Dich bei der Ordonnanz,“ war die Antwort. „Jetzt kann ich hier nicht stehen bleiben. Aber es muß das gleich wieder in Ordnung kommen. Denn es sind meine beiden besten

Leute, Ribnitz und ich mißte sie um vieles nicht. — Was wird der Oberst sagen!“ Und damit traten die Herren in die Tür und der Christopher war wieder allein mit dem anderen Posten und seinen betrübten Gedanken.

Und die Zeit ging weiter; die Posten wurden abgelöst und die neue Wache zog auf. Christopher kam zum General und erzählte ihm und dem Obersten, der auch dabei war und inzwischen schon die Meldung vom Unteroffizier Haustreter erhalten hatte. Die beiden Herren waren nicht wenig verwundert und dann ordentlich besorgt um diese Geschichte. Der Oberst erinnerte sich noch des Falls mit dem Wilhelm, wie schmuck, wie falsch, wie verderbt der Kerl gewesen. Der General sagte: „Das hilft nun nicht, wenns auch Dein Bruder ist, Christopher — er ist ein entsprungener Sträfling und ein Räuber. Wir müssen Anzeige davon machen.“ — Und der Christopher erwiderte: „Herr General, es ist mein Bruder nicht mehr. Das geht mich nichts an. Wenn ich nur den Kasper wieder hätt! Halten zu Gnaden, Herr General und Herr Oberst, er ist mir ans Leben gewachsen.“ — „So such ihn,“ sprach der Oberst, „es ist noch nicht gemeldet, daß er wieder da sei. Ich fürchte selbst was Schlimmes.“ — „Und wenn Du ihn dort nicht findest, sollst Du ein Kommando haben, ihn in der Umgegend zu suchen,“ setzte der General hinzu. „Was Teufel, ich kann mir meine besten Leute nicht stehlen oder zu Tod kommen lassen.“ —

Da ging Christopher davon und zwar zuerst in den Stall zu den Pferden, sah nach dem Futter in der Krippe und ob sie auch gut gehalten seien. Die Grete war ganz fidel, aber Peter wandte den Kopf höchst verstimmt nach der Tür und dann wieder zu Christopher, und dann sah er zu Greten hinüber und schüttelte sein weißes Haupt gar verwundert. Grete wunderte sich und

schüttelte freilich auch, aber das war nur zur Gesellschaft und im übrigen war sie, wie gesagt, ganz fidel. Ihrer war ja da. — „Na tröste Dich," sprach Christopher, schlenkerte seine nasse Hand, mit der er in der Krippe gerührt, durch die Luft und trocknete sie dann in Peters Schwanze gehörig ab, „wir wollen ihn schon wieder kriegen, oder es müßte mit dem Teufel zugehen!" — Peter schüttelte verdrießlich den Kopf und krauste die Nase. Es mochte ihn wohl ein Stückchen Häckfel hineingestochen haben.

Christopher ging in sein Quartier — von Kasper war nichts zu hören. Aber dagewesen war er. Denn aus dem kleinen Beutel, worin sie beide ihr Geld und Gut hatten, war ein Teil heraus, wie der Küraſſier bei der Untersuchung sah. Er schob ihn wieder an seinen Platz in der Ecke des Kastens, schloß zu und ging ein wenig erleichtert; es war ihm, als hab er doch eine Spur von seinem Kameraden. — Drunten sagte ihm auch die alte Wirtin, sie habe den Kasper frühmorgens herein und bald darauf wieder hinausstampfen gehört. Das tröstete ihn wieder etwas, und er machte sich weiter. Auf der Wache aber wußte man noch nichts.

Draußen vor dem Tor, müßt ihr wissen, an die zehn Minuten vor der Stadt lag ein altes, schmutzig aussehendes Haus mit kleinen blinden Fenstern und tief herabreichendem, moosüberwachsenen Strohdach. Der Rauch zog aus einer Oeffnung unter dem Dach und hatte die Tür drunter und die Wand und die nächste Stelle des Dachs tief geschwärzt. Von einem Garten war nichts zu sehen — selbst im Sommer nicht viel, — dafür erstreckte sich aber gleich vom Hause an eine bruchige Wiese mit Steinen und Büschen hinaus und verlor sich zehn Minuten weiter in einem wirklichen Felsenbruch, wo es hundert Verstecke gab und ein Verfolger leicht salvieren konnte. In dem Hause ward eine

Gastwirtschaft geführt, und der Wirt hieß, Gott mag wissen, woher, der Löffelschneider. Und das Haus war verrufen, der Wirt war verrufen, die ganze Gegend dort war im Verruf, es taugte alles nichts. Es kam nur Gesindel hin und Deserteurs. Und wenn seit der Friedenszeit auch vor dem Tor noch ein paar andere Häuser erbaut waren und die Gegend weniger einsam machten, so reichten sie doch nicht zum Löffelschneider hinaus und hatten mit dem nichts zu tun.

Dahin ging Christopher jetzt seinem Kameraden nach. —

In der Umgegend des Hauses rührte sich kein lebendes Wesen, nicht einmal eine Krähe saß auf einem der morschen Zaunpfähle, die aus dem Schnee emporstarrten; kein Vogel zeigte sich weit und breit und auch das Rauchloch über der Tür war zur Ruhe gesetzt. Es war auch kein Hund am Hause und auch nicht drinnen, nachdem Christopher die Türe aufgedrückt, geschweige denn ein Mensch; ausgestorben schien das Haus und tot, einem andern hätte drob unheimlich werden können. Aber bei dem Cristopher war das nicht so leicht, zumal wenn er just im Handeln war. Da machte er sich keine Gedanken und ging seiner Nase nach grade drauf los. So tat er auch hier, wo er die Gelegenheit noch von früher her kannte, wenn er hin und wieder mit dem Kasper und anderen einem Entlaufenen nachgewesen und auch beim Löffelschneider eingesehen. — Die Tür zum sogenannten Gastzimmer ging ihn nichts an; dort, wußt er wohl, war zu dieser Tageszeit nichts zu holen. Er ging auf die andere los, die da neben der Stiege war und wie eine Kellertür aussah. Die öffnete er und sah hinein in das dunstige kleine Hinterzimmer, — und da saß der Wirt richtig hinter dem Tisch, hatte die Arme weit vor sich hingelegt und den Kopf drauf und schlief. Und ein weißzottiger kleiner Hund fuhr jetzt zwischen

seinen Beinen hervor und kläffte den Eintretenden an. Was draußen auf dem Flur passierte, ging den kleinen Satan nichts an; dessen Reich war im Hinterzimmer.

„Du!“ rief Christopher laut, er hätts nicht nötig gehabt, denn der Wirt fuhr schon auf und rieb sich die gläsern dreinstarrenden Augen, glotzte den Kürassier an und murrte: „Hat man denn keinen Augenblick Ruh vor dem Gesindel?“ — Aber Christopher stieß den Pallasch fest nieder auf die roten Ziegelsteine drunten und sagte drohend: „Menagier Er sich. Wo ist der Kasper?“ — Der Wirt war endlich wieder bei Augen und sogar freundlich. „Ja so,“ sprach er und strich sich über das schmutzige Gesicht, „Er ists, der Herr Christopher. Na, heut Morgen nach der Botschaft an Ihn, hätt ich Ihn schon erwartet, aber nun nicht mehr. Der Herr Kasper muß ja längst wieder drinnen sein.“ —

„Er ist aber nicht da,“ erwiderte der Christopher zornig, „und was redet der Lumpenhund da von einer Botschaft? Hab keine gekriegt.“ — „Hab Ihm meinen Jungen hingeschickt, wies der Kasper befahl,“ war die Antwort. — „Ist nicht bei mir gewesen, der Junge,“ schnob der Soldat. „Was sollt er sagen?“ — „Drum, wird zu pfiffig gewesen sein, mein Junge,“ meinte der Wirt grinsend. „Hat Ihn nicht allein getroffen und hat gedacht, es sei hier wie anderswo — er sagt nichts öffentlich, immer heimlich. Ja, es ist ein guter Junge.“ — „Was sollt er mir sagen — wirds, Kanaille?“ brauste Christopher ungeduldig auf. — „Na, Gott meines Lebens! Es ist ja nichts Arges dabei,“ entgegnete der Wirt, sich gemütlich reckend. „Freß Er mich nur nicht.“ „Na, es könnte schon so sein, wir kennen Ihn in der Stadt,“ sprach der Soldat mit drohender Stimme.

„Jerum, Kinder, Ihr kriegtet nen schlechten Bissen!“ meinte lachend der andere, „ich bin schon was zäh. Aber na also, Sein Kamerad, Herr Kasper, als der kam, traf

er die drei schon auf dem Weg, den Hunzenwilm — der ist ja sein Bruder, Herr Christopher! — mit dem zimperlichen jungen Weibsbild und dem langen Friedrich. Ich konnte sie nicht länger beherbergen — es tat mir leid, aber es ging nicht. Bezahlen taten sie nicht — und Kranke kann ich nicht im Haus haben. Sie kennen mich in der Stadt, sagt Er selbst, — ja, sie trauen mir leider Gottes Arges zu. Und ich bin doch unschuldig. Kann ich dafür, wenn mir Gesindel zuläuft? Ich jage es so bald wie menschenmöglich davon. Aber leben will man doch — und die Herren Soldaten, und die Herren Bürger — ." — „Der Kasper! Wirds" brauste Christopher auf und stieß den Pallasch nieder, daß die Stücke vom Ziegelstein flogen. — „Der Kasper, — ja, er hat ein weiches gutes Herz, sein Herr Kamerad." — „Ja, er ist immer ein Narr gewesen. Weiter!" — „Na, er wollte die Fahrt in den Busch nicht leiden. Sie sollten ihm das Weibsbild hier lassen oder in die Stadt geben. Er wolle sie kurieren lassen. — Das wollten sie nicht, auch das Weibsbild selbst nicht — heißt, glaub ich, Eva?"

„Weiß nicht, weiter!" grollte Christopher. — „Da wollte Kasper, sie sollten nach Nischwitz gehen — weiß Er, da jenseits des Busches, gehört dem Grafen von Willnitz, es wohnt aber nur ein Verwalter im Schloß — der Krüger solle sie aufnehmen, Herr Kasper wolle gut sagen für den Wilm und die Eva. — Das wollten die andern nicht, meinten, der Krüger nähme sie nicht. — Er nähme sie, sagte Herr Kasper. — So zankten sie sich, bis Sein Herr Kamerad meinte, er wolle selber mitgehen, und meinen Jungen in die Stadt zu Ihm schickte, daß Er ihm Urlaub mache vom Postenstehen. — Jetzt muß er wieder da sein, es ist ja keine zwei Stunden."

„Na, prost Mahlzeit!" murmelte Christopher. „Ja, er ist immer ein Narr gewesen!" Und damit wandte er sich ab und ging aus der Tür und dem Hause und

zog die Stulphandschuhe höher und murrte: „Und nun kann ich wieder zum Herrn General — das ist solch verfluchtes Gelauf! — Und dann kann ich die Grete satteln und den Peter und dann — hm, tja, das ist denn nun so!“ —

Es wäre sicherlich besser gewesen, wenn es jetzt einmal nicht so war. Denn als Christopher so summend und brummend durch den Schnee stieg, wars ihm, als höre er hinter sich Pferde schnauben — er hatte ein ziemlich scharfes Ohr dafür, und wenn der Morgen so hell und leicht ist, wie eben heut, da schallt so was durch die ausgefrorene Luft hübsch weit. Und als er sich darnach umsah, kam dort ein offener Bauernwagen her mit zwei recht miserablen Pferden; der Bauer saß vorn und und fuhr, nebenbei ritt ein herrschaftlicher Jäger oder Förster, so ein geleckter Bursch, und hinten auf dem Wagen saßen noch allerlei Menschenkinder — und dazwischen was weißes — mit einem Hut auf dem Kopf — akkurat wie ein Küraſſier. —

Der Christopher stand wie Loths Weib, so verblüfft war er. Aber dann fuhr er auf und sprang mit einem Satz mitten in die Straße und murrte: „Na nu — kriegt der Teufel Junge oder ist das der Kasper?“ — Und zugleich riefs vom Wagen: „Na, das hab ich ja gesagt, da ist Christopher!“ — Da rief der letztere laut und donnernd: „Halt!“ — Hätt das der Herr König gehört, er hätt ihn zum Obersten machen können, so klangs, wie für ein ganzes Regiment. Der Wagen hielt, die Räder ächzten. Und der Reiter kam auf den Küraſſier zugeritten.

„Was fällt Ihm ein? Was hält Er uns hier auf?“ sprach er heftig. „Will Er aus dem Wege? Ich bringe da einen desertierten Küraſſier und das Gesindel, mit dem wir ihn heut Morgen aufgegriffen. Der Herr Graf und der Herr Justiziar haben sie prozessiert und wollen nichts

damit zu tun haben. Das geht die Stadt an, das Gesindel. Was hat Er uns aufzuhalten? Platz — oder ich nehme Ihn auch als Herumstreicher mit.“ — Der Christopher reckte sich in die Breite und Höhe und sein Zopf zog sich hinten vor Zorn ganz kraus zusammen. Mit der einen Faust drückte er den Hut fest, mit der andern holte er den Pallasch heraus. „Und das wollen wir sehen, Er Milchbart!“ sprach er noch mit ruhiger Grobheit, aber er erhitzte sich, je länger er redete. „Wie kann Er und Sein Graf und Sein Justiz sich unterstehen, den Kasper, meinen Kameraden einen Deserteur zu schimpfen und ihn mit dem Pack da zusammenzusetzen und ihm — Herr, Heiland, Millionen Schock Pauken und Donner! — die Hände zu binden? Das bietet Ihr einem von des Generals von Seydlitz alten Küraſſieren, Ihr Lumpenhunde? Herunter von der Mähre — oder ich renne ihr die Plempe in die Gedärme! — Herunter vom Wagen, Bauer!“ —

Und hatte er bisher gestanden, nun sprang er vorwärts, und das war ein Schlag und noch einer, da rissen die elenden Stränge der Pferde, daß der Wagen wohl still halten mußte. „Und das werd ich melden!“ rief der Jäger, indem er aber vom Pferde stieg. „Das soll nicht so hingehen!“ — „Will Er's Maul halten?“ schnaubte der Christopher ihn an und schlug dem Pferd auf den Rücken, daß es erschreckt davonsetzte. „Was melden? Das tu ich selbst, der General kennt uns und leidets nicht, daß seine Küraſſiere so schimpfiert werden!“ — Das ging alles wie eine fliegende Donnerwolke so rasch, und nun war Christopher am Wagen, den Hunzenwilm — seinen Bruder sah er gar nicht an, auch die blasse abgefallene Magd an dessen Seite im Stroh streift er nur mit einem Blick — aber der Kasper kriegts so zärtlich, als sei er nicht ein alter Küraſſier, sondern ein bildsauber Mägdlein, dem der andere sein

altes Herz geschenkt. „Na," sagte er dazu und schüttelte ihn an den gebundenen Händen, daß Kasper das Gesicht verzog. „Das ging noch Kamerad. — Heran da!" Und mit junger Kraft kriegte er den Jäger beim Kragen und holte ihn heran. „Heraus mit Seinem Käsemesser und schneid Er den Strick entzwei. Wirds?" — Und als der Jäger das widerwillig, aber gehorsam getan, fuhr der Christopher fort: „So Kamerad, und nun herunter vom Wagen!"

„Das kann ich nicht," versetzte Kasper, der an einem Bund Stroh gelehnt saß und ordentlich blaß aussah. „Als die Narren uns anriefen in der Dämmerung und ich auf sie zuging, um ihnen den Fall zu explizieren, da waren die Bestien unvernünftig und pufften gleich auf mich los, und die Kugel sitzt mir im Bein — es ist verflucht steif, ich fühl es gar nicht."

Da brach der Christopher — aber erst nach einer Pause des Entsetzens — in einen Fluch aus, wie ihr ihn noch nie gehört, und so kann ihn auch nur ein Kürassier ausstoßen, dem vor Wut die Haare zu Berge steigen, und ich kann ihn euch auch nicht sagen, da ich noch nie ein so fuchswilder Kürassier gewesen. Aber gewaltig wars, und dem Kasper ward über solche Teilnahme seines alten Kameraden ordentlich das Herz leicht. — Aber dann hatte der Christopher auch schon wieder den Jäger am Kragen und holte ihn heran. „Wars der?" — „Ne, ne, der nicht, laß ihn nur laufen," erwiderte Kasper. „Ich kenn den andern, und es soll ihm nicht geschenkt sein." — Christopher stieß den Jäger zurück, daß er in den Schnee taumelte. Er faßte Kaspers Hand und schaute ihn an, es war fast, als säß dem alten Burschen dabei eine Träne im Auge, und er sagte: „Ja siehst Du, Kasper, warum bist Du ohne mich gegangen? Wir zwei müssen immer beinander sein, da gehts. — Kannst Du gehen,

Kamerad? Nur da bis zum Hause, denn Du sollst nicht mit dem Pack in die Stadt fahren." — „Ne, das kann ich nicht," versetzte Kasper kopfschüttelnd. „Ich fühl das alte Bein gar nicht." — „Kasper, warum bist Du von mir gegangen!" murmelte der trostlose Kürassier. — Ein Lächeln glitt über des andern bleiche, finstere Züge: „Tja, siehst Du, Christopher, das ist denn nun so." —

Christopher hörte nicht darauf. „Wart, so sollen sie Dich tragen," sagte er. „Heran, Ihr Lumpenbande, hebt meinen Kameraden vom Wagen, und wenn Ihr ihm wehe tut, fährt Euch ein Sternenhagel auf die Köpfe!"— Der Kamerad unterbrach ihn. „Sieh," sprach er, und deutete auf die beiden anderen Gestalten, die bisher stumm und regungslos und anscheinend stumpf dieser Szene beigewohnt; „der Wilhelm geht uns nichts an — aber das Kind, die Eva — sieh sie Dir an, Christopher, — ists nicht — ? —. Nach der mußt Du sehen, sie darf nicht ins Rattennest." — Christopher beugte sich über den Wagen und sah dem Mädchen ins Gesicht, das da im Stroh lag, mit elenden Lumpen kaum verhüllt — ein bleiches, bleiches, mageres Gesicht voll Hunger und Krankheit, mit dunklem, unordentlich zurückgestrichenen Haar und ein paar großen, trockenen, eingesunkenen Augen. Und sie sah ihn an mit den Augen — war es starr oder trotzig oder teilnahmslos, oder das alles vereint? — Es ging dem Christopher ganz tief ins Herz, und als er von der Besichtigung den Kopf erhob, meinte er: „Ja, Kasper es ist kurios — wenns dreißig Jahr früher wäre, könnte man sagen, es sei ihre Mutter. — Sei nur munter, Eva," wandte er sich dann zu dem Mädchen mit dem starren Blick, „ich will schon nach Dir sehen, daß es Dir gut geht. Der Herr Oberst wird sorgen, der hat Deine Mutter noch gekannt."

Über Wilhelms Gesicht zuckte es jetzt zum erstenmal

wie Leben, und er sagte düster: „Für mich will ich nichts, Christopher. Aber das Kind muß besorgt werden. Und laß nach meinem Hunde sehen, wenn Du kannst, er ist mir über Nacht abhanden gekommen.“ — „Was geht mich Dein Köter an?“ war die Antwort. „Heran, Ihr zwei, herunter mit dem Kasper, aber sachte, zum Donner, sacht, oder es setzt Hiebe!“ Und wohl oder übel hoben sie den Verwundeten herunter und trugen ihn dem nächsten kleinen Hause zu. Der Kasper biß die Zähne zusammen, aber unterwegs konnte die ehrliche Soldatenseele nicht schweigen, er sah zu Christopher auf und sprach: „Du Kamerad, die Lumpenhunde haben mir meinem Mantel genommen, sieh darnach!“ — Christopher sprang zum Wagen zurück und fand ihn auf des Fuhrmanns Sitz, und wie er zurück kam, schlug er damit dem Bauern um die Ohren, daß der beinah Kaspers Beine losgelassen, und donnerte: „Ich will Dich lehren, Hund, Dich auf das Eigentum von Sr. Majestät Soldaten zu setzen!“ — Da brachten sie ihn ins Haus zu leidlich gutmütigen Menschen. Und Christopher redete zu den andern: „So nun knüpft Eure Stränge und fahrt, wohin Ihr mögt, und schimpft, wie Ihr mögt, Ihr Rohrspatzen. Fort, und meldet, wo wir sind.“

Da war er nun allein mit seinem alten Kameraden und untersuchte das Bein: der Schuß war gleich oberhalb des Kanonenstiefels durchs dicke Fleisch gefahren, und die Wunde hatte stark geblutet und das Bein war verschwollen, sonst meinte Christopher nach seinem Verstande keine Gefahr dabei zu sehen. Er ließ sich von der Frau Eis und Schnee bringen und näßte damit das Tuch, das er um das Bein gebunden, um das Blut zu stillen, und nun, meinte er, ging es schon, bis sie aus der Stadt kämen, sie zu holen. Und der Kasper war sonst auch ein

donnermäßiges Stück von einem alten starken Kerl, — aber er war arg herunter hier in der Stube, die Augen glänzten so, und die Lippen waren so blaß. „Christopher," sagte er, „mir ist ganz hundsmiserabel, sag ich Dir. Ich glaub, wenn ich ein bischen Warmes kriegen könnte, würde mir besser sein." — Und der andere meinte:„ Donner ja, da muß Dir wohl elend sein, hast ja seit gestern Abend nichts gekriegt!" Und somit lief er in die Küche, — die Frau kochte Erbsensuppe und hatte ein paar Schweinspfoten darin; davon gab sie ihm einen Teller voll, und er brachte es dem andern: „Das iß, Kasper, das ist delikat und hält Leib und Seele zusammen. Hier ist auch Schnaps dazu. Komm, Kamerad." —

Aber es schmeckte ihm auch nicht recht, er schob bald den Teller weg und sprach: „Ich mag nicht." — Und dann legte er sich aufs Bett — aber er hielts auf der rechten Seite nicht aus — da war das Bein — und links konnte er nicht liegen, das tat ihm weh, daß er Gesichter schnitt, wie ein wahnsinniger Affe; und auf dem Rücken — es ging nicht; und sitzen — das ging auch nicht. Er war ohne Geduld, ohne Ruhe, mit tödlicher Angst. „Christopher, wenn Du mir den Stiefel ausziehen könntest, wärs besser, meine ich. Die Zehen tun mir lästerlich weh," sagte er und warf den Kopf von einer Seite auf die andere. — Und Christopher zog ihm den hohen Stiefel aus, es half auch, doch nicht lange; denn da fing er wieder an: „ich weiß nicht, was das ist, Christopher, ich hab doch sonst schon Wunden gehabt, und dies ist nur ein Ritz — aber so ist mir nie gewesen. — Ich glaub, wenn Du mir die Hosen herunter kriegen könntest — das Bein ist geschwollen und strämmt sich so. Es muß mir der Frost dazugeschlagen sein." — Christopher nahm den Verband ab, zog die Hosen mit Müh und Not herunter, band das Tüchlein wieder um,

legte ihn dann, da gar keine Lage mehr paßte, mit Hilfe der Frau auf den Tisch, deckte ihn sauber zu und rieb ihm unter dem Mantel mit einem Lappen das arme erfrorene Bein. Das tat ihm wohl, er schlief dabei sogar ein wenig ein.

Und Christopher rieb und dachte dabei: o wenn ich nur von ihm könnte, daß die Sternsakkermenter bald kämen, meinen alten Kasper zu holen! — Aber ich geh nicht von ihm. — O die Hundsfötter! Zu unsrer Zeit, wir wären eine Meile in einem Atem gelaufen, wenn wir einen Kameraden so krank gewußt hätten, — das weiß ich für ganz gewiß. — Tja, das ist denn nun so. —

In der Stadt war inzwischen ein schöner Lärm angegangen. Wohlweiser Magistratus kriegte einen grausamen Schreck, als der Jäger die beiden brachte und vermeldete: der Herr Graf sei sein Herr, und der Herr Graf schicke sie, und des Herrn Grafen Pferd habe der Kürassier weggejagt und den Deserteur ihm abgenommen. Kriegst die Pein und Not! dachte der Burgemeister, wie wird das? Hier der Herr Graf und da der Herr General, mit dem er so schon nicht zum besten stand, — hier der Jäger und da der Kürassier, und zwar gleich ihrer zwei, und noch dazu Kasper und Christopher! — Hätte er erst gewußt, daß auch die kranke Durchlaucht in der Stadt von den Leuten wisse! — Leben meines Lebens, wie wird das? — Und er warf den Vagabunden desto tiefer ins Loch mit dem kranken Kinde und schickte den Jäger mit dem Ratsdiener zum General. Da sollte der eine Anzeige machen, wie ers für recht halte; und der andere solle der Stadt Beileid und Kondolenz vermelden über solch betrübten Casum. Er selbst, der Wohlweise, wäre selbst gekommen, hätte aber mit dem Gesindel zu tun.

Und das war durchaus wohlweise. Denn der General, der mit dem Obersten und Adjutanten ein vergnügliches

Junggesellenessen vorhatte, kriegte dies zum Vortisch, und so human der alte Herr sonst war, kraus mußte man ihn nicht machen, oder es war, als ob alle Donner Gottes auf der Erde lebendig geworden. Die beiden Boten merkten das, und ganz besonders der Jäger wußte nicht, wie ihm geschah, so viel kriegte er zu hören. Und als er von seinem Grafen etwas redete, der ja selber in Nischwitz sei und bei dem Verhör und es so befohlen, — da wars ganz und gar gefehlt.

„Was geht mich Sein Herr Graf an? Kann Sein Herr Graf nicht sehen? — Hat Sein Herr Graf den Verstand verloren, daß er glaubt, der alte Kasper könne noch davonlaufen?“ — Am Morgen freilich hatte er selbst daran gedacht, aber — nun gegen einen andern — Christopher würde gesagt haben: das ist denn nun so! — „Sag Er Seinem Herrn und Grafen meinetwegen: Seine Majestät der König habe Grafen, so viel es Allerhöchst Ihm beliebe zu haben, aber brave Soldaten macht man nicht, die hat er nicht mehr als da sind. Und ein Kasper und Christopher ist nur einmal in der Armee. — Herr Rittmeister von Ribnitz, sorget dafür, daß sogleich ein paar Leute hinausgehen mit einer Bahre und den alten Mann hereinbringen. Und sorget dafür, daß der Feldscher parat ist. — Wills hoffen, daß es nichts zu sagen hat — oder Ihr sollt sehen, was ein Küraſſier des Königs ist! — Adjutant, laßt auch diesen Grasaffen da auf der Wache bleiben, bis die Sache im reinen ist. — Man soll mirs melden, wenn der alte Mann im Lazarett ist, wollen ihn sehen, Oberst. — Ihr kommt doch mit?“ — „Das will ich meinen, General,“ war die Antwort.

Dem Jäger wards auf der Wache gar nicht wohl, als er da zwischen all den trotzigen Leuten mit den zornigen Augen saß. Denn Gott weiß, es sah ihn keiner freundlich an, als sie erfahren, was es gab. Die ganze

Wache sprang vor, um zum Tragen kommandiert zu werden. Sie eilten hinaus und trugen den alten Kameraden warm verhüllt und sanft gebettet ins Lazarett. Alles schien um ihn zu trauern. Aber der Himmel über ihnen war rein und blau, und die Sonne funkelte so goldig, als seis schon der volle Lenz. Darüber ärgerte sich Christopher nicht, es war ihm vielmehr ordentlich tröstlich in seinem großen Herzeleid.

Im Lazarett war der Feldscher schon parat mit Messern und Zangen und nahm das Bein in Pflege. Die Kugel kam bald heraus und wenn Christopher, der den Kasper halten mußte, nur vernünftig gewesen, da wär es ganz gut gegangen. Aber nun zitterte er so, daß der Feldscher absetzen mußte beim Sondieren und sagte: „Was Teufel, Mann, sei Er kein altes Weib!“ Das ärgerte den Kürassier ganz grausam und er biß die Zähne zusammen und hielt den Verwundeten von da ab ganz gut. Aber in seinem Innern klang etwas von: na warte, Pflasterkasten!

Als der General und Oberst kamen, lag Kasper schon in seinem sauberen Bett und sein Kamerad saß neben ihm und machte ihm die Umschläge und sprach auch hie und da mit ihm, aber nicht viel, der Arzt hatte es verboten. Und die beiden Herren waren sehr human gegen ihren armen Soldaten und der General beruhigte ihn — Kasper quälte sich darum, daß er solche Rekrutenstreiche gemacht und ohne Erlaubnis hinausgelaufen und sich so in Ungelegenheiten gebracht. Das habe nichts zu sagen, meinte der General, er möge jetzt nur machen, daß er wieder herauskäme. Es könne wohl sein, daß sie noch einen Ritt machen müßten für den König, und da wolle er doch wohl dabei sein? — „Donnerwetter!“ sprach Kasper herzhaft.

Ob er auch einen Wunsch habe? fragte der General. — „Ja, Herr General! — Den Wilhelm da im Loch werden sie wohl prozessieren und einstecken, — das geht uns nichts an, er hats nicht anders gewollt. Aber die Dirne

— die Eva — die ist unschuldig und krank. Könnte die nicht heraus aus dem Loch? — Es stößt mirs Herz ab, wenn die bei dem Gesindel zugrunde ginge. Komme ich wieder heraus, so wollen wir zwei, der Christopher und ich, sehen, daß die Dirne ehrlich bleibt und gut fortkommt. Wir haben noch ein paar Groschen."

„Das wird schwer halten," meinte der General kopfschüttelnd. „Du weißt, mein Sohn, mit den Behörden haben wir wenig zu tun — wir sind einander nicht grün. Und die Dirne geht die Behörde an, nicht mich. Will aber sehen. Und somit halt Dich brav. Ich werde auch selbst wieder nachsehen. Wache gut über ihn, Christopher, und komme morgen zum Melden." — „Zu Befehl, Herr General," sagte der.

Draußen fragten die Herren den Feldscher nach Kaspers Wunde. Der Arzt zuckte die Achseln. Er sei alt, die Wunde schwer und durch den Frost sehr verschlimmert, meinte er; allein herauskommen möge er doch. Nur ob er je wieder zu Pferde steigen könne und nicht immer lahm bleibe —.— „Daß Er sich nicht unterstehe, das sonst jemand hören zu lassen!" sprach der Oberst ganz erschrocken. — „Sie täten sich alle beide ein Leid an, wenns so käme," setzte der General hinzu. „Daß Er mir alles tut für den Kasper, Feldscher! Die beiden Leute sind, als wärs der Herr Oberst und ich. Versteht Er?" —

Das ging also alles schön und gut, aber bei dem Mädchen ging es nicht so. Das war eine viel zu gute Gelegenheit zu einer netten kleinen Untersuchung. Es müsse mit ihr den Gang rechtens gehen, war die Antwort auf den Wunsch des Generals. Der Burgemeister hatte sich gar zu sehr über die Antwort geärgert, die ihm der Ratsdiener am Mittage gebracht. — Der Wilhelm dagegen ward dem Profoß überliefert. Und der große, schäbige, magere Hund, der seit einer Stunde vor

dem städtischen Gefängnis gesessen, saß nun vor der Wache, wartete seines Herrn und mußte vom Posten mehr als einmal bedeutet werden, wie weit sein Bezirk gehe und wie weit der der Wache.

Das war eine böse Nacht, die da heraufkam über die Menschen. Kasper war sterbenskrank und flog nur so im Fieber, das der verdammte Frost so stark und schnell herbeigerufen. Er warf sich umher, daß Christopher und der Stabstrompeter und zwei Wärter die größte Mühe hatten, ihn zu halten. Und dazwischen schwatzte er so ganz verfluchtes Zeug, daß den Hörern ordentlich graulich ward. Da war er bei Kesselsdorf in der Attacke — und dann bei Zorndorf — da hatten sie gewütet unter den Feinden, die braven Küraſſiere — und dann jammerte er wieder über die Eva, daß er die dazumal so hart von sich und ins Elend gestoßen. Und die Junge müsse heraus — da müsse er gutmachen. Und Christopher solle das nur sagen, die Durchlaucht habe er herausgehauen. — „Ja, ich bin der Fürst L., Küraſſier! — Ja, Durchlaucht, und ich bin derjenige Küraſſier — da kann Durchlaucht mir wohl die arme Dirne aus dem Loch holen, dann sind wir quitt. — Peter, altes Vieh, hast du noch nicht das Tempo gelernt? — Wer sagt dir, daß du traben sollst? — Tratera—ta—ta! Schritt! Peter — Donnerwetter, Schritt!“ — Ja doch, es war eine böse Nacht und obschon es gegen Morgen ruhiger mit ihm ward und er wieder bei Besinnung war, schüttelte der Feldscher doch leise den Kopf bei der Untersuchung und klemmte die Lippen zusammen. Kasper sah es nicht, aber Christopher — und der ward leichenbleich.

Und als der Feldscher hinaus war und der Trompeter auch davon zum Frühstück und die beiden Kameraden allein, da legte Kasper seine beiden Arme kreuzweis unter den Kopf und sagte: „Christopher, mir ist, als gings zum Abmarsch mit mir. Da mußt Du mir versprechen

auf das arme Vieh, den Peter zu achten. Und dann mußt Du sehen, daß Du die Dirne herauskriegst. Und kanns der Herr General nicht — ist die Durchlaucht noch da, Christopher? — So? — Na, dann muß die es für mich tun. Sag Du ihrs, Christopher. Es beschwert mein altes Gewissen, das mit ihrer Mutter; hätt ich nach der gesehen, hätts noch ein ehrlich Weib werden können. — Ich glaube, es würd mir besser, wenn ich noch einmal das liebe Gesicht sehe und wüßte, daß sie heraus wäre aus Not und Schande. — Willst Dus tun, Christopher, und für sie sorgen? — Du bist mein liebster Kamerad, und Du erbst natürlicherweise das bischen, was ich noch habe. — Wir sind so lange Seite an Seite geritten, Kamerad — es wird mir sauer werden, von Dir zu gehen. Aber wenn Du mir einmal nachkommst in den Himmel — das sag ich Dir, ich vergebs Dir im Leben nicht, wenn Du nicht gleich zu Deinem alten Kameraden kommst." —

Christopher zuckte. „Donnerwetter, Kamerad," murmelte er endlich, „so was — siehst Du, so was mußt Du mir nicht sagen. Das geht nicht — ich halts nicht aus, Donnerwetter! — Und warum solltest Du davon? Es ist ja nur ein Ritz, und daß Dir miserabel ist, versteht sich ja von selber. Ich wills ja tun, was Du willst, — sei nur ruhig. Ich geh auch zum Fürsten. — Aber so was mußt Du nicht wieder reden, Kasper; Du hast mich nichtswürdigerweise gestern verlassen — aber das darf nicht wieder vorkommen. Und Du hörtest ja gestern vom General, daß wir noch einen Ritt machen sollen." — „Ja, wenn das wäre, und die Dirne herauskäme," sprach Kasper gedankenvoll, „da könnt ich, glaub ich, noch davonkommen, — Aber Christopher, Du mußt wohl in den Stall und nach dem armen Vieh sehen." —

Wie der Kürassier hinausging, traf er auch den Feldscher, und da er fragte: „Na, Herr Feldscher?" — machte der ein höchst ernsthaftes Gesicht und schüttelte leise

den Kopf, obschon ers nicht sollte. „Es mag ja wohl noch gehen," meinte er dann, „der Regimentsfeldscher kommt gleich selbst, wollen sehen, was er sagt." —

Als Christopher in sein Quartier kam, mochte er seine Suppe nicht essen, die ihm die Wirtin warm gehalten. Er sah sich kopfschüttelnd in der Kammer um, wo der Kasper fehlte; dann setzte er sich ein wenig ans kleine Fenster und zündete seine Pfeife einmal wieder an, und dabei weinte der alte Mensch so herzensbitterlich, daß die Tränen über Wangen und Schnurrbart auf die gelbgekollerten Lederhosen herunterfielen und lauter kleine braune Flecke machten. — Dann zog er wieder einmal die beste Uniform an, schnallte den schwarzen Küraß um, nahm Stulphandschuh, Hut und Pallasch, und ging. Die Handschuh zog er erst auf der Straße an, das hatte er im Leben noch nicht getan.

Der General aber hatte vom Regimentsfeldscher inzwischen bessere Nachricht erhalten; es werde mit dem Kasper schon noch werden, der alte Mensch sei nur so herunter durch den großen Blutverlust und die folgende schonungslose Behandlung. Auch sei er nie recht krank oder schwer verwundet gewesen und tue nun ganz zimperlich. Aber wenn man ihm vollends den Herzenswunsch mit der Dirne erfüllen könne, so sei er sich bald heraus und werde auch nicht lahm bleiben. — Der Christopher, da er das erfuhr, war wie umgewandelt — er lachte übers ganze Gesicht und sah fidel aus, wie eine Eichkatze zur Nußzeit.

„Das verfluchte ist nur das mit der Dirne," meinte der General. „Ich tät ihm ja herzlich gern den Gefallen. Aber es wird nichts. Der Burgemeister und ich stehen nicht sonderlich und hier ist er im Recht. Das geht seinen Gang und dann muß sie hinaus, es ist doch nur ein Vagabundenkind." — „Tja, das ist denn nun so," sprach Christopher zerstreut und fuhr dann fort: „Der Herr General sind uns stets ein gnädiger Chef gewesen — so

wollte ich gebeten haben, daß der Herr General mir erlaubten, mich damit an die Durchlaucht zu wenden." — Der alte Herr schüttelte den Kopf. „Ja, der Fürst könnt es leicht. Aber dem können wir nicht damit kommen, mein Sohn; er hielte sich über uns auf, es geht ihn ja nichts an." „Aber der Kasper geht ihn an," versetzte Christopher. Und damit erzählte er, was Kasper ihm in jener Nacht mitgeteilt. —

Der General schmunzelte. „Das freut mich, kriegt der Burgemeister eins, und wir kommen zu unserem Wunsch. Bist ein schlauer Hund, Christopher; hast Dich drum auch fertig zur Parade gemacht. Na, sollst hingehen, mein Sohn, will Dir ein paar Worte mitgeben." Und damit ging er in sein Bureau und kam bald mit einem Schreiben zurück, das er dem Küraſſier gab. — Ging der Christopher einmal glückselig von dannen!

Und als er nun vor der Durchlaucht stand, die schon wieder genesen war, und den Brief vom General gelesen hatte und nun human sagte: „Also, mein Sohn, was wünscht Er von mir?" — da fing Christopher an: „Ew. Durchlaucht hat einmal bei den B.schen Husaren gestanden und schlugen Sich bei M. mit den feindlichen Dragonern wie der Teufel. Da kamen unsere Küraſſiere herzu und holten Ew. Durchlaucht heraus, und einem, der Ew. Durchlaucht da vom schlimmsten Feinde half, sagten Ew. Durchlaucht: ‚Küraſſier, ich bin der Fürst L., willst Du einmal was —'. — „So komm dreist zu mir, — ich weiß, ich weiß!" unterbrach ihn der Fürst ganz froh. „Bist Dus selbst, mein Sohn?" — „Nein, Ew. Durchlaucht, der Kasper wars, mein Kamerad." — „Der jetzt im Lazarett liegt?" „Zu Befehl." — „Und was wollt Ihr von mir? Heraus mit der Sprache." — Da erzählte Christopher von dem, was der Herr wissen mußte, aber machte es kurz, denn er war ein alter Soldat und wußte längst wie sichs schickte mit vornehmen

Herren. Hatte er doch dem General Seydlitz oft genug Meldung zu machen gehabt, und der war auch Exzellenz.

Der Fürst lachte. „Ihr seid kuriose Kerle! Da soll ich mich um eine Landstreicherin bemühen. Aber sei es drum — ein Dienst ist des andern wert. Aber wenn mir der Burgemeister es abschlägt? Ich habe ihm so so wenig zu sagen wie Euer General.“ — Christopher richtete sich martialisch auf. „Ei, zum Teufel, wer kann Ew. Durchlaucht was abschlagen?“ sprach er keck und derb. „Und geben Ew. Durchlaucht mir Ihr Handschreiben — der Donner soll mich erschlagen, wenn ich ihm nicht spornstreichs in die Stube reite auf meiner alten Grete und es ihm bringe. Das hat mich mein General noch gelehrt — Donner, ich kanns noch!“ — Der Fürst lachte laut wie ein Feldsoldat. „Nein, Kamerad“, sagte er, „das wollen wir uns für den Notfall aufheben. Erst will ich's auf meine Weise versuchen, und es wird gehen, denk ich. Grüß den Kasper von mir.“ —

Als Christopher von dort wieder weg und zum Lazarett ging, war von der Traurigkeit am Morgen keine Spur mehr in ihm, und wenn Kasper, der grade unter den Händen des Feldschers war und verbunden ward, auch noch recht hundsmiserabel tat, — es irritierte den alten fidelen Kameraden gar nicht und er sagte: „Ei was, Kasper, nun laß einmal das Gestöhn, ich bring Dir da das rechte Pflaster. Die Durchlaucht läßt Dich grüßen, und Du solltest nur Kurage haben, noch heute solle die Dirne heraus.“

Es kam denn auch richtig so, wie der Fürst gedacht — es ging mit dem Schreiben ebenso gut, als wenn Christopher das Gesuch zu Pferde ins Ratszimmer gebracht hätte, wie er am liebsten gleich getan. Der Burgemeister machte sich eine Ehre draus, seinen Wunsch zu erfüllen, gab das Mädel los und ließ sie ordentlich im Hospital verpflegen. Und wie sie sich besserte, so

gings auch mit dem Kasper vorwärts nach einigen noch ein wenig üblen Tagen. „Wozu hast Du nun so lamentiert?“ fragte Christopher ihn da. „Siehst Du, wir reiten doch noch zusammen.“ —

Christopher ging zu der Zeit nur vier Wege, das war zum General zum Krankenrapport, zu Kasper, zu Peter und Grete, und endlich zu der Eva, die er bald als Bruderstochter und auch sonst von Herzen lieb gewann. Denn wie sie gesund ward, fand sie sich auch zufrieden in ihre Lage hinein, und es war ein seelengutes, sanftes, manierliches, junges Weibsbild. „Das habe ich Dir längst gesagt,“ meinte Kasper wohl, wenn sein Kamerad sie lobte. — Nachher, als der Verwundete wieder aufstehen und ein wenig umherhumpeln konnte, kam sie denn auch zu ihm in den Lazaretthof, wo er in der Sonne saß. Und da lernten sie sich lieben, als seien es Vater und Tochter; Christopher ward nicht eifersüchtig, er hatte sein Teil doch und liebte auch von Herzen mit. Und Kasper ließ es sich nicht nehmen — sie mußte mit, die schmucke Dirne, als er zum erstenmal wieder seinen Peter besuchte. Das war übrigens eine rührende Geschichte, denn der alte Rotschimmel wäre beinahe gestorben vor Freude und Grete mußte man wegziehen, damit sie nicht zuviel von des andern Ausgelassenheit leide. —

Von dem Hunzenwilm und seinem Hunde hat man nichts wieder vernommen, als daß ersterer auf der Festung sei. —

Nach einem Jahr war Eva an einen stolzen Unteroffizier verheiratet und zog als Marketenderin mit in den Kartoffelkrieg, und kam mit den beiden Soldaten in allen Ehren auch wieder zurück. Und Kasper und Christopher standen bei ihrem ersten Kinde Gevatter und auch sonst in Ansehen und hohen Ehren und wurden steinalt. Und wenn sie nicht endlich gestorben wären, lebten sie heute noch.

Das ist die Historie von den beiden alten Soldaten.

Körner von Silbitz

Von George Hesekiel

„Hopp, Füsilier! Musketier liegt im Graben! Ihr seid dran, Baron Ohnetoback!“

„Niemals derjenige, welcher im Traume, Musjeh Kiek in die Bulle!“ lautete die kurze Antwort des braven Füsiliers, der in der ganzen Kompagnie Ohnetoback genannt wurde, weil seine Pfeife stets leer war und fortwährend an die Großmut der gefüllten Tabaksbeutel der Kameraden appellierte.

„Na, nur raus mit der Plempe, Ohnetoback!“ schrie ein anderer Kamerade, „du wirst doch wohl einmal in deinem ganzen Leben einen Traum gehabt haben, der sich hören läßt.“

„Du denkst wohl,“ neckte noch ein dritter, „weil wir dich im Toback freihalten, — der Deiwel soll mich holen, wenn ichs weiß, warum wirs tun, — du willst hier im Biwak auch unsere Traumgeschichten umsonst haben? Ne, liebster Tobackshändler, da bist du schief gewickelt, gänzlich, na, komm raus mit einem Traum, und zwar mit einem anständigen, das bitt ich mir aus!“

Der etwas korpulente Füsilier zog ein paar derbe Züge aus seiner kleinen Pfeife, deren Kopf windschief stand, wirbelte ein paar gewaltige Rauchsäulen in die Luft und sagte dann, seinen mehr als unbedeutenden gelben Schnurrbart streichelnd: „Ihr habt alle Träume erzählt, da will ich mich nicht lumpen lassen, lang ist die Geschichte nicht, aber kurz und erbaulich.

„Hört zu: Mir träumte einmal, ich wäre gestorben, und da kam ich vors Himmelstor und wollte rein, aber St. Peter, der davor stand, sagte: „Hören Sie, Füsilier Pfeiffer von der zweiten Kompagnie, ich habe jetzt gerade keine Zeit, den Schlüssel zu holen. Treten Sie doch einstweilen hier in den Garten, Sie werden sich schon amüsieren, bis ich wiederkomme!“ Damit schloß er mir eine kleine Tür auf neben dem Himmelstor und ließ mich eintreten. Ich sah mich um. Es war das ein ganz vergnüglicher Garten, ganz voll Apfelbäume und Stachelbeerbüsche, und auf jedem Baume und hinter jedem Busch saß ein liebes Engelein splitterfasernackend und sang eins wie die Nachtigall, ein anderes wie die Walddrossel usw., und so oft ich an einen Busch kam, riefs: „Guten Tag, Herr Füsilier Pfeiffer von der zweiten Kompagnie!“ Ich aber war in der grausamsten Verlegenheit, denn ich wußte nicht, was ich den Herrn Engeln für Honneurs machen sollte; wie Stabsoffiziere konnte ich sie doch nicht betrachten, und Offiziere von unserer Kompagnie waren sie doch auch nicht! Endlich setzte ich mich auf ein altes Faß, was da umgestülpt lag, und hörte dem Gesinge zu; plötzlich aber, wie ich im besten Zuhören bin, rufen die Engelchen alle: „Der liebe Gott kommt! Der liebe Gott kommt!“ Ich, na, ihr könnt euch meinen Schreck denken, ich gleich hinein in das Faß, auf dem ich gesessen hatte, und mich darin versteckt, so gut es eben geht. Aber es dauert nicht lange, kommt der liebe Gott und setzt sich gerade auf

das Faß, auf dem ich gesessen, und unterhält sich liebevoll mit den Engeln. Plötzlich schreit er: „Donnerwetter, wem gehören denn die alten Stiefel da?“ — meine Beine nämlich guckten aus dem Fasse vor — „Das sind ja die Stiefel vom Füsilier Voigt von der zweiten Kompagnie, die der Musje Kiek in die Bulle seinem Schuster noch nicht bezahlt hat!“ Wie das der liebe Gott gesagt hatte, erschrak ich so, daß ich auf der Stelle aufwachte und“ —

„„Na nu?““

„Na, da lag ich bei meinen Wirtsleuten auf der Bank und hatte richtig dem Kiek in die Bulle seine Stiefel an. Fragt ihn einmal, ob sie bezahlt sind. Ich denke aber immer, der liebe Gott wird recht gehabt haben!“

Ein ungeheures Gelächter erhob sich um das Biwakfeuer, in das auch der unter dem Namen Kiek in die Bulle bekannte, so gemütlich geneckte Kamerad gutmütig einstimmte. Mehrere aber beeiferten sich, dem Baron Ohnetoback, der eben seine Pfeife ausklopfte, ihre gefüllten Tabaksblasen zu reichen.

„Wißt ihr, Jungens,“ nahm jetzt der Unteroffizier Wüstemann das Wort, „wie mir Pfeiffer mit seinem erlogenen Traum vorkommt?“

„Nun, wie denn?“

„Gerade wie Körner von Silbitz!“

„Körner von Silbitz? Wer war denn das?“

„Was, ihr habt Körner von Silbitz nicht gekannt, den berühmten Körner von Silbitz!“

„Den Dichter Theodor Körner kenn ich!“ riefen mehrere.

„Nichts da,“ lachte der Unteroffizier, „hieß Traugott Körner und war von Silbitz bei Halle an der Saale. Wenn ihr aber nichts von ihm wißt, so will ich euch von ihm erzählen, und dann werdet ihr sehen, warums

dem Ohnetoback mit seiner Traumgeschichte gerade so gegangen ist, wie dem Körner von Silbitz mit andern Geschichten, die keine Träume sein sollten.

„Also nach der Leipziger Schlacht wurden die Regimenter wieder vollzählig gemacht, und da kam denn von Silbitz bei Halle ein junger Bursche dazu, der hieß Körner, Traugott Körner —“

„Aha!“ sagte Ohnetoback jetzt mit höchst gescheitem Gesicht, als wisse er nun die ganze Geschichte.

Der Unteroffizier aber fuhr, ohne sich daran zu kehren, fort: „Dieses junge Bürschchen marschierte mit uns bis an den Rhein. Da aber wars zu Ende mit seiner Kraft, er kriegte ein hitziges Fieber und lag anderthalb Jahre im Lazarett zu Fulda, während sein Regiment die Kampagne von 14 und 15 in Frankreich ruhmvoll mitmachte. Als das Regiment im Herbst 1815 zurückmarschierte, war Körner gerade so weit hergestellt, daß er sich ihm anschließen konnte, und so kam er nach Silbitz zurück, ohne auch nur einen Franzosen gesehen zu haben. Nun könnt ihr euch denken, den Zusammenlauf im Dorfe; er war der einzige Silbitzer, der zu Felde gewesen war, und jetzt sollte er seine Erlebnisse erzählen, erzählen, immer erzählen; im Anfang wich der arme Bursche aus, aber am nächsten Sonntag in der Schenke nahmen ihn der Schulze und der Wirt ins Gebet, traktierten ihn mit Doppelbier, und endlich fing der Körner an zu erzählen, ging tüchtig ins Zeug und erzählte etwa wie folgt:

„Ja, seht, ich war kaum acht Tage in der Armee, da war ich schon bekannt wie ein bunter Hund. Was wollt ihr? Ich bin ein hübscher Kerl, und wer beim Militär den Rummel versteht, der hat die ganze Geschichte im Sack. Die Preußen konnten mich im Anfang nicht leiden, aber ich redete patriotisch mit ihnen. Mit den Österreichern schwatzte ich vom Siebenjährigen Kriege,

mit den Russen von Schnaps und Sauerkraut, mit den Schweden von Karl dem Großen, und nun gings. Mein Hauptmann, der eine feine Nase hatte, merkte bald, daß ich ein ganzer Kerl wäre. Er empfahl mich dem Obersten, der dem General, und der sprach beim Feldmarschall an der Tafel von dem desperaten Kerle, dem Körner von Silbitz, und so lernte mich bald die ganze alliierte Armee kennen. Wenn unser Regiment kam, so hieß es sicher, bei dem Regiment steht Körner von Silbitz; der dritte im ersten Zuge, das ist Körner von Silbitz! „Guten Morgen, Körner von Silbitz!“ schrieen mir die Preußen zu. „Schauens, wie gehts, Körner von Silbitz!“ jubelten die österreichischen Bataillone. Kam der Czernitscheff mit seinen Kosaken, so hieß es wieder: „Hurra, Körner von Silbitz, hurra!“ Alle suchten meine Freundschaft. Ja, und wurden hin und wieder ein paar Alliierte von den Franzosen gefangen, und die mochten wohl in der Gefangenschaft von mir erzählt haben; kurz, es dauerte keine Ewigkeit, und ich war bei der ganzen französischen Armee bekannt wie Schulzens Dora hier in Silbitz. Aber ich suchte auch meinesgleichen, im Schießen namentlich; wem ich mein bißchen Blei zuschickte, der hörte den Kuckuck nicht wieder rufen, und darum gingen mir die verfluchten Kerle hübsch aus dem Wege. Davon will ich euch ein nettes Beispiel erzählen. Wir Alliierten standen etwa 5000 Mann stark bei Belle-Alliance, der Feind 20 000 Mann stark in einem Lager uns gegenüber, verschanzt bis an die Zähne. Da schickt mich an einem trüben, nebeligen Morgen, es hatte stark geglatteist, mein Hauptmann aus, um das Terrain zu rekognoszieren. Ich mache mich auf den Marsch und tappe in der Finsternis herum; endlich stoße ich auf einen Trupp alter Garde, der um ein halb verloschenes Biwakfeuer lagerte; es mochten etwa zwölf Mann sein; zehne davon mache ich auf der Stelle

nieder, zwei aber entwischen mir und stürzen in das Lager mit dem lauten Geschrei: „Körner von Silbitz ist da! Körner von Silbitz ist da! Rette sich, wer kann!“ Jetzt schlagen die Tamboure den Generalmarsch, die Trompeter blasen zum Aufsitzen, es war ein furchtbarer Spektakel; ich aber, ohne mich weiter zu besinnen, springe über die Wälle, lasse den Regimentern keine Zeit, sich zu sammeln, falle ihnen in die Flanke, mache die Kerle dutzendweise nieder und schlage sie endlich in die Flucht. Ich hatte einen vollständigen Sieg erfochten, hundert Kanonen erobert, die Kaiserliche Kriegskasse, es waren hunderttausend Taler, vierzehn Groschen, vier Pfennige in Speziestalern drin, und wäre ich lumpige fünf Minuten früher gekommen, so hätte ich den Kaiser Napoleon mit seinem ganzen Generalstabe gefangengenommen; so aber hatte er Zeit, sich auf seinen Schimmel zu werfen und in voller Karriere nach Paris zu flüchten. Vier französische Marschälle warfen sich mir zu Füßen und schrieen: „Körner von Silbitz, schone unser, wir haben Weib und Kinder und wollen dich fürstlich belohnen, wenn du uns gehen läßt!“ „Was da?“ antwortete ich, „ihr Kujone müßt alle dran glauben, warum zieht ihr gegen uns zu Felde!“ Und dann stach ich einen nach dem andern mit meinem Bajonett durch die Kehle, daß sie sich dreimal überschlugen wie Boomaffen! Indessen hatte mein Hauptmann den Spektakel gehört und sich gleich gedacht, daß ich reinen Tisch gemacht haben würde, und kam also ganz gemütlich anmarschiert mit der Kompagnie und besetzte das französische Lager. Aber die Freude unter den Alliierten hättet ihr sehen sollen, ihr hättets hören sollen, wie alles schrie, Russen, Preußen, Österreicher: „Ja, der Körner von Silbitz, das ist ein ganz verfluchter Kerl, der Körner von Silbitz!“

„Ein andermal, es war bei Brienne, steh ich auf

Vorposten, da kommt ein französisches Kürassierregiment um die Ecke, ich kauere mich schnell hinter einen Zitronenbusch und nehme das Offizierkorps aufs Rohr. Paff, liegt der Oberst, piff, paff, puff, das ganze Offizierkorps zum Teufel! Da schreien die Kürassiere: „Das ist Körner von Silbitz!“ Und hussa! alles durcheinander in verworrener Flucht nach Paris. Ich nach und erwische noch den Fahnenjunker. Ich reiße ihm die Fahne weg, gebe ihm mit der Stange einen richtigen Pfiff und rufe ihm zu: „Lauf und sage deinem schofeln Kaiser, er solle sein Bündel schnüren, denn ich käme nach Paris und hätte mir vorgenommen, keinen Stein auf dem andern zu lassen!“ Wetter, wie zog der Kerl aus . . .!“

Solche Geschichten erzählte der Körner von Silbitz vom Kriege, und wenn dann der Schulze etwa fragte: „Na, aber Körner, sage uns nur, wo hast du Französisch gelernt, daß du mit den Feinden so von der Leber weg reden konntest?“ dann antwortete er: „Französisch? Ich begreife euch nicht; man siehts gleich, daß keiner von euch mit zu Felde gewesen ist. Ihr wißt gar nicht, wies im Kriege zugeht; wenns fehlt, muß geschafft werden. Ja, im Kriege muß alles geschafft werden!“

Die Füsiliere hatten herzlich gelacht über die Aufschneiderei des tapfern Körner von Silbitz, des verfluchten Kerls; jetzt aber fragte ein Signalist ganz schüchtern: „Aber sagt mir nur, Unteroffizier, haben die Leute denn das alles geglaubt, was ihnen der Kerl vorgelogen hat?“

„Wies Evangelium!“ erwiderte der Unteroffizier stockernsthaft.

„Es ist nicht möglich!“ brummte der Signalist und freute sich innerlich ungeheuer, daß er doch lange nicht so dumm sei wie die ehrlichen Silbitzer Bauern, denn er, das glaubte er sich mit gutem Gewissen sagen zu

können, er hätte diese Aufschneiderei niemals geglaubt.

„Und die Moral von der Geschicht," sang Bruder Ohnetoback mit tiefer Baßstimme.

„Zwingt keinen zum Erzählen nicht!" setzte ein anderer hinzu.

„Sonst werdet mit Lügen ihr berichtet!" ließ sich ein dritter vernehmen. „Was tuts uns denn, wir glaubens nicht!" schloß Musjeh Kiek in die Bulle.

830.8
B85
Y.20

Der tolle Invalide

und andere wunderliche Geschichten von alten Soldaten

Mit Zeichnungen von Josef Eberz

E
Die Bücher der Lese

Buchbeigabe zur Lese.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 071844630